Jacobäa von Holland.

Ein culturhistorischer Roman

von

Jeanne Marie von Gayette.

Erster Band.

Leipzig,
Fr. Wilh. Grunow.
1860.

Erstes Buch.

In der Taverne eines kleinen Fischerdorfes, nahe bei Harlem, hatte sich an einem frischen Märztage des Jahres 1418 eine Gesellschaft von Schiffern bei einem Kruge wärmenden Pigments zusammengefunden, die sich mit Würfelspiel belustigte. Die Männer, stämmige, untersetzte Gestalten, mit breiten Gesichtern und ansgearbeiteten, muskulösen Händen, gleichgewöhnt, die Ruder gegen die sturmgepeitschte Fluth zu führen, wie das breite Flügelnetz der eisigen Brandung zu entreißen, hatten die Hüte von den erhitzten Stirnen gerückt und verfolgten mit großer Aufmerksamkeit ihr klapperndes Spiel. Nur Einer unter ihnen zeichnete sich in Gestalt und Haltung vor den Andern aus. Er war größer, schlanker, gelenkiger, seine Glieder waren feiner, seine Hände fast so weiß wie die beinernen Würfel, die er

aus dem zinnernen Becher schüttelte, und seine Augen blitzten, wie der Griff seines Dolches, wenn er sich gegen die Andern erhob und mit stolzer Geberde über sie hinweg sah. Eigentlich mögen sie ihn Alle nicht leiden, weil er sie beherrscht, weil er ein Fremder ist, weil ein unbestimmtes Gefühl ihnen widerräth, Vertrauen zu ihm zu fassen. Aber sie können sich dem gebieterischen Eindrucke seines Wesens nicht entgegensetzen, und tritt er an sie heran, um mit ihnen zu reden, so müssen sie ihm höflich Antwort stehen.

„Was gilt's, er setzt uns heute wieder auf den Sand", brummte einer der Spieler in seinen Bart hinein, da der Fremde zum sechsten Male den höchsten Pasch geworfen hatte; — „erst wird er all unser Hab' und Gut in die Tasche stecken und dann sich damit davon machen."

Sie meinten eigentlich, er wäre ein Spion oder etwas derartiges, der von den Wälschen oder von den Engländern herübergekommen. Man wußte genau, daß er die holländische Tracht, die ihm doch nicht gut holländisch zu Gesicht stand, mit englischem Gelde erstanden hatte. Auch zog er wohl einmal eine englische Krone statt des Brabanter Schild-

thalers aus dem goldgestickten Geldbeutel. Dies Gold war sein Ankläger, aber auch sein Paß; denn wenn die Schiffer gleichwohl nichts Rechtes aus ihm zu machen wußten, so sahen sie ihn doch gern an ihren Würfeltisch treten. Nie warf Einer mit sorgloserem Gleichmuth die silberfunkelnden Münzen in den Gewinnkasten, und niemals hatte Einer den ganzen gewonnenen Bettelschatz so hochmüthig dem ersten besten Knecht in den Hut geworfen, damit er sich einen lustigen Tag mache. Der Unwille über das hoffärtige Wesen des Fremden kämpfte mit der Habgier nach seinem gefüllten Seckel in den sonst ruhigen Schifferleuten; sie konnten sich selbst nicht Rechenschaft davon ablegen, warum sie mit dem Ueberläufer, wie sie ihn nannten, noch nicht Händel gesucht hatten, sondern immer wieder gemeinschaftliche Sache mit ihm machten.

„Mag's für heute genug sein“, rief der also heimlich Verklagte, der nichts von dem Aerger seiner Widersacher zu merken schien. „Die Sonne geht bald zur Rüste und mein Tagewerk hat noch mit dem Lichte zu thun.“.

Er stampfte mit dem Becher auf den Tisch, daß die Münzen darauf lustig umhertanzten und auf den

Boden kollerten, und ohne ihrer weiter Acht zu haben, drückte er den schwarzen Spitzhut mit der Scharlachfeder in die Stirn, warf einen kurzen, mit Pelzwerk gefütterten, Mantel über sein gelbes Lederkleid, und verließ mit flüchtigem Kopfnicken die Taverne.

Die Schiffer sahen ihm mit trotzigen Blicken nach; Keiner von ihnen hatte Muth genug, seinen Aerger gegen ihn durch Worte Luft zu machen; wenn er aber nicht zugegen war, ergingen sie sich gern in Kraftäußerungen über ihn, wie die Hühner dem Sperber nachgackern.

Sie steckten auch heute die Köpfe zusammen und polterten manch hartes Wort über ihn heraus.

„Wie lang ist's her, daß der Dreimaster hier auf die Düne flog? Kaum drei Wochen sind's, und wir haben von diesem fremden Scherwenzler mehr Streit und Zank als sonst in drei Jahren. Er sitzt hier fest, wie eine eingefrorne Boye, zu nichts nutz, wie zum Aergerniß und thut doch, als wär' er uns zum Wächter gestellt und hätt' Geschäfte für alle Welt. Er mag wohl auch saubere Geschäfte haben. Hol's der Teufel, daß wir ihn noch besonders herübergelootst haben. Es wäre wahrhaftig besser, das Meer hätte an jenem Abende den Mund voller genommen

und das glatte Gesicht nicht auf der Schüssel gelassen. Der Sturm riß durch die See, daß die Spritzwellen wie die Heringe kamen. Das war wieder die alte blinde Hexe, die Aischa. Kam die nicht mit ihrer Krücke, da wurd's nicht."

„Ja in der sitzt der Teufel, die bringt sie Alle in's Boot, und wenn jede Planke ein Sarg wäre. Na, ich dächte, wir hätten's nicht bloß mit dem Teufel zu thun gehabt", brummte Einer. „Die Elsan macht's eigentlich, und die möcht' ich keinen Teufel schelten, eher eine Heilige, oder einen Engel, wenn sie sich nicht auf dem Boote auch etwas geholt hätte, was mir nicht gefallen will. Sie war zuerst drin, wenn sie nur fein wieder herauskönnte."

„Ja, ja, 's ist seitdem nicht ganz richtig mit ihr, der Kerl hat sich gleich in's Nest gelegt, wie ein Kuckucksei."

„Sie rennt jetzt oft wie eine Wirre am Strande herum und sieht Einen an, als wär' man ein Gespenst!"

„Ich meine, wenn die Alte schläft, ist er nicht weit."

„Na, das will ich nicht sagen, aber er hat wie er aus dem Wasser kam, auf dem Bett' der Alten

gelegen, die Aischa hat Tränke gebraut und Elsan mag sie ihm wohl eingegeben haben."

„Ob sie ihn behext, wer weiß es," sagte der Wirth, der mit einer neuen Stärkung vom Schenktisch kam, „gestern meinte Lars Andres, er wüßte es genau, er sei ein englischer Botschafter an die Gräfin von Holland; man kann's nicht denken, wie er hier bleiben mag."

„Nun zur Vermählung käm' er wohl noch zurecht, die Gräfin wird wohl nicht große Eile haben, das neue Ehegespons zur Kirche zu geleiten. Denkt wohl noch an den ersten Mann, der ist ihr ja gestorben, ehe sie seiner froh ward!"

„Nimmt den zweiten auch gewiß nicht gern; man spricht doch schreckliche Dinge von ihrer Ehe."

„Es geschieht wohl nur der Länder wegen, daß sie den Brabanter mit in den Kauf nimmt. Er soll ein elend Stück von einem Manne sein!"

Die Schiffer waren just keine großen Politiker; von Land und Landesherrn kamen sie immer wieder auf den verdächtigen Fremden zurück, der ihnen mit all den großen Dingen, die im Werke waren, in Verbindung zu stehen schien. Auch die alte

Blinde und ihr Pflegekind spielten ihre Rollen dabei.

„Was nur Herr Arnold zu dem Unfug denken mag, und ob es sich schickt, solch fremdes Geschmeiß in ein ehrbar Haus einzulassen," bemerkte der Wirth."

„Ist er doch wie ein Sohn zur Alten, und gleich einem Vater zur Elsan, und kann's doch kommen, daß er die Elsan zur Ehe begehrt. Seit Jahren leben die Weiber aus seinem Seckel, und er geht an keiner Krambude vorüber, ohne für das Mädchen etwas Rares zu kaufen."

„Damit lockt Herr Arnold nur den Teufel aus dem Loche und macht uns unsere Weiber aufsässig. Wollen alle Scharlachröcke und Goldspangen haben, aber die Elsan wird er stolz und hoffärtig machen und lüstern, sich einem Reichern, als ihm anzuhängen."

„Er hat zu viel mit der Gelehrsamkeit zu schaffen und versieht sich darob des Aergsten nicht. Ihm werden die Scharlachröcke und Goldspangen noch theuer genug zu stehen kommen."

„Der steife Herr möchte beilegen, er kann schlimmern Wind haben, als er denkt."

„Wer möcht's ihm sagen, geht er doch einher, wie die Vorsicht selber."

„Mit einem Gesicht, als hätt' er eben Meerwasser geschluckt!"

„Und trägt den Hut, als wär's eine Landeskrone!"

„Und den Mantel, wie einen Priesterrock!"

Die Schiffer waren so in den Zug gerathen, daß sie mit ihren Reden und Vergleichen wohl noch eine gute Weile fortgefahren wären, wenn nicht Herr Arnold selber in diesem Augenblick in die Taverne zur Shippersvrouw eingetreten wäre. Obgleich er schlicht in Tracht und Wesen war, und artig den Hut abnahm, da er durch das Zimmer ging, so schien es doch, als wenn den, eben noch so redseligen Wasserfahrern eine Hand auf den Mund gelegt worden sei.

Herr Arnold hatte sich ein einfach Abendessen bestellt, das er schweigend verzehrte, und als er, gestärkt durch Speise und Trank, sich mit freundlichem Wort gegen die Schiffer wandte, da eilte ein Jeder, ihm zuerst Bescheid zu thun, auf seine Fragen; aber wie hätte Einer von ihnen den Muth finden können, Herrn Arnold von dem fremden Besuch und den

allerhand Vermuthungen, die sie auf Elsan's nächtlichen Wanderungen und dem Wesen des Fremden gezogen, etwas mitzutheilen.

Wir verlassen die Shippersvrouw sammt ihren stumm gewordenen Gästen, um dem Fremden auf seinem Gange zu folgen, und sehen ihn nicht allzuweit von der Taverne in ein niedres Häuschen treten, das nahe beim Auslandungsplatze des Dorfes stand.

Schon häufig, wenn die See hoch ging, war es bis zu den Fenstern hinauf von den Wellen umrauscht worden, und es würde Niemand Wunder genommen haben, wenn das kleine, weiße Wahrzeichen des Oertchens einmal mit hinaus geschwommen wäre.

Daß es noch immer so sicher dastand, als könne ihm kein Element etwas anhaben, das schrieb man der Wunderkraft seiner blinden Bewohnerin zu, deren Einfluß auf das abergläubische Volk wir bereits angedeutet haben. In jenes kleine Strandhaus sehen wir nun den Fremden eintreten, den wir beim Würfelspiel kennen lernten. Sichern, gebietenden Schrittes war er in das Zimmer getreten, wo er ein junges Mädchen damit beschäftigt fand, Fischernetze zu

stricken. Die grobe Arbeit, die seine Hände vollbrachten, stach seltsam ab von der bunten, fast reichen Tracht, in die es gekleidet war. Das Mädchen war in seinem Scharlachrock, dem Mieder mit den blanken Spangen, mit den Silberplatten, die seine Haare zusammen hielten, dem Kinde im Mährchen gleich, das der Zauberer im Netz gefangen.

„Ihr habt schon gewartet?“ fragte der Fremde, in der Thür stehen bleibend, indem er einen spähenden Blick in das Gemach warf.

„Nicht doch, ich warte niemals“, erwiederte das Mädchen, das ihm geflügelten Schrittes entgegeneilte. „Warten ist Schmerz. Ich denke an Euch, wenn Ihr nicht da seid, das ist auch gut, darüber zerfließt die Zeit, wie Nebel, und kommt Ihr endlich, so denke ich, die Sonne beginne zu scheinen und es sei Tag geworden.“

„Ich habe Euch dafür auch lieb, wie das Sonnenlicht die Blume, die es küssen darf, ohne daß ein Mensch der Welt darnach zu fragen hat. Kommt Elsan, seid meine Blume, und laßt mich Euer Sonnenstrahl sein! Arme, kleine Elsan.“

„Warum arm und klein?“ rief das Mädchen,

den Kopf zurückwerfend, „warum arm und klein, da Ihr mich groß und reich machen könnt?“

„Das will ich, ganz gewiß will ich das durch meine Liebe!“

Elsan sah ihren Geliebten eine Weile prüfend an. „Ihr seid reich und vornehm,“ sagte sie plötzlich mit festem Ton, „Ihr könnt mir's nicht länger verhehlen, Heinrich!“

„Ihr gebt mir zu viel Macht, Elsan; ich bin nur reich in Eurer Nähe. Kommt, laßt uns des Goldes und der Welt vergessen, seid meine Welt allein!“

„Aischa aber sagt, das Gold sei die Lebensader der Welt. O sie hat recht, Heinrich! Welch ein Zauber liegt nicht darin! Ein goldner Ring, was bringt er nicht für Festigkeit in das Herz, — wenn wir ihn von dem Geliebten empfangen; und eine goldne Krone, ist nicht ein ewiger Kampf darum unter den Großen der Erde?!“

„Wo ist Aischa?“ fragte Heinrich.

Elsan sah eine Weile schweigend vor sich nieder, dann sagte sie traurig: „Sie wird in Kurzem zurück sein. Sie ging zu den Todten im Wanderhause. Ihr werdet von ihnen gehört haben, Hein-

rich; gestern hat man sie aus der See gefischt, die Unglücklichen. Es war der Peter Vliet und die bunte Ritta, wie sie die Leute nannten, weil sie immer so grelle Farben trug, mit welcher der Peter gespielt, und die ihn dafür geneckt und betrogen, bis er es ihr schwur, sich zu rächen. Vorgestern, als die Leute alle hier versammelt waren, um den neuen Fischhändler zu sehn, den Böckelszoon, der eine lange Rede hielt, über Tonnen und Heringe und Salz und dergleichen mehr, da war die bunte Ritta auch herzugelaufen, und Peter fand, daß das just der rechte Augenblick für seine Rache sei; er wollte Ritta beschämen, und faßte sie um den Leib und trug sie eine Strecke in das Meer hinein und sagte, sie müsse ihn nun vor aller Welt küssen, sonst würde er sie in's Wasser werfen; und da sie sich sträubte, da ging er noch ein Paar Schritt weiter, und immer weiter. Die Leute an der Küste lachten laut über Ritta's Angst, und als sie endlich die Arme um Peter's Hals schlang, und ihn küßte, damit er sie dem Lande wiedergebe, da kam eine wilde Welle, einen Strudel nennen wir's, und riß das Paar hinunter in die Tiefe. Drauf war's dann todtenstill am Ufer geworden; aber freilich half das Jammern

jetzt nicht viel. Die bunte Ritta kam nicht wieder herauf aus den Wellen, und den Peter behielten sie auch unten, bis heute, da hat man sie Beide gefunden, Arm in Arm, und Mund an Mund, und da mußte Aischa noch einmal zu ihnen, denn sie hat die Ritta immer gern gehabt und sie oft vor Peter Vliet gewarnt, und den Peter vor der Ritta. Sie paßten nicht für einander und weil's der Peter erzwingen wollte, daß sie ihn lieb habe, darum mußten sie sterben."

„Und warum paßten sie nicht für einander?" fragte Heinrich, die Erzählerin an sich ziehend.

„Die bunte Ritta war ein einfach Fischerkind, und Peter soll ein Königssohn gewesen sein, der sich in ein falsches Kleid gesteckt, um die Ritta zu betrügen, und da sie das gemerkt, hat sie mit ihm desgleichen ihr Spiel getrieben, und dafür mußten sie Strafe leiden, die Todesstrafe!" —

Elsan sah den jungen Mann festen Auges an, der plötzlich wußte, was er aus der Erzählung zu machen habe.

„Das ist ein sehr moralisches Mährchen, was Ihr mir da erzählt habt, ich will es fortsetzen, da Ihr es nicht weiter zu wissen scheint", erwiederte er.

„Die Beiden müssen nun in einem Palast von Krystall in der Unterwelt wohnen, oder als zwei Goldfischlein so lange durch die Wellen schlüpfen, bis — ein anderes Paar, welches den Ehrgeiz nicht kennt, und der Falschheit abhold ist, sie erlöst; bis ein Mädchen, bescheidener als Ritta, in dem Königssohn nur den Geliebten, und in dem Geliebten den König der Erde gefunden. Sie wollte reich und vornehm werden, die bunte Ritta, sie wollte glänzende Kleider und Edelsteine tragen, nun mag sie sich mit Perlen und Korallen in ihrem nassen Grabe schmücken!“

Elsan sah sich geschlagen. „Aber Peter verlor dabei ebensowohl seine Krone,“ sagte sie.

„Weil er an ein eitles Weib gerathen war,“ rief Heinrich, „das sie mit ihm theilen, sie ihm vom Kopfe nehmen, und sich selber aufsetzen wollte, und von der goldenen Last niedergebeugt wurde. Aber, warum reden wir so viel von Peter und Ritta, da wir uns selbst in Wirklichkeit haben? Kommt, Elsan, küsset mich, und laßt es Euer größter Ehrgeiz sein, Euern Heinrich glücklich zu machen!“

Elsan fühlte sich überwunden. Täglich sann sie ein neues Mährchen aus, womit sie Heinrich fangen

wollte, und immer war das Ende ihrer List, daß sie in seinen Armen des Wellenstrudels vergaß, der sie verschlingen konnte.

Eine Stunde war vergangen, da näherte sich ein langsam schleichender Schritt der Hütte, und bald darauf pochte es mit einem Stabe an die Thür. Elsan, die den Riegel vorgeschoben, sprang hinzu, um zu öffnen. Heinrich hatte seinen Hut genommen und den dunkeln Mantel umgeworfen. Er stand unbeweglich.

„Warum verschließt Ihr das Haus, wenn Ihr mich zurückerwartet?“ fragte die heimkehrende Aischa, indem sie ihren Stab in die Ecke des Zimmers stellte, und sich auf einen hohen, zierlich geschnittenen Holzstuhl setzte. Ihre Bewegungen waren fest und sicher, daß es Niemand ahnen konnte, wie das Augenlicht dieser Frau schon seit vielen Jahren erloschen war. Sie sah mit ihrer Seele mehr, viel mehr, als die meisten Menschen mit ihren Augen.

„Ich fürchte mich, wenn Ihr fort seid“, antwortete Elsan zögernd, indem sie die Kohlen eines kleinen Beckens anblies, und es der Alten unter die

Füße schob. „Ihr müßt erkältet sein, Mutter, die Luft hängt voller Schnee.“

„Aber Eure Wangen glühen, und Euer Athem weht mich heiß an, wie der Wind der Wüste Arabiens.“

„Ihr täuscht Euch, Mutter,“ erwiederte Elsan, schüchternen Tones, „das ist der Dampf der Kohlen, den Ihr empfindet;“ und sie trat ein Paar Schritte zurück.

Ein bittender Blick fiel aus ihren Augen auf Heinrich. Er war zur Bildsäule geworden.

Aischa in ihrem langen grünen Kaftan, ein buntes Tuch um die Stirn geknüpft, einen Gürtel mit wunderbaren Zeichen um den Leib geschlungen, von dem röthlichen Schein des Kohlenfeuers beleuchtet, bot ein nicht minder interessantes Bild, als der junge Mann in der dunklen Verhüllung, mit dem leuchtenden, lockigen Haar, dem forschenden, räthselhaften Blick und dem stolzen Lächeln der verschlossenen Lippen. Eine seiner alabasterweißen Hände hatte die Falten des Mantels zusammengerafft, die andere stützte sich auf die Platte des eichenen Tisches, als ob sie daran festgewachsen sei.

„Ihr waret bis zur Stadt?“ fragte Elsan, die sich unabläſſig hin und her bewegte, „und die Fischerkinder führten Euch?“

„Die Wege sind breit, und man macht mir Platz, wohin ich komme; ich brauche der Führer nicht.“

„Aber die Stadt ist mit Fremden angefüllt.“

„Der große Markt und die Vermählung führen Alles zusammen, und es wird wieder viel Gold fließen. Sie werden ein Turnier am Burgundischen Hofe geben, wo Alles eitel Freude scheinen soll.

Der ganze Hof wird beisammen sein. England und Frankreich hat der Gäste Viele herübergeschickt, und doch sagt man, nein, man sagt es nicht blos, es ist so, es muß so sein — die junge Gräfin sei Niemandem mehr abhold, als ihrem künftigen Gemahl, und ihre Hand wisse nichts von ihrem Herzen.“

„Aber ihr Herz, Mutter, warum redet es nicht; denn sie hat eines, Ihr habt's immer gesagt, schon da sie sich zum ersten Male vermählte. Da glaubte sie, es müsse Dem gehören, der es zuerst fordere, und sie zwang sich zur Liebe für den Sohn einer unnatürlichen Mutter, bis diese ihm den Tod

gab. Damals sah ich noch nicht mit den Augen der Seele, doch weiß ich was ein falsches Weib vermag. Aber Jacobäa ist nicht falsch, nur sich selbst betrügt sie; sie verkauft die Seele mit dem Leibe, weil sie glaubt, sie gehören zusammen; sie wird's jedoch erfahren, daß dem nicht so ist. An der Seele bricht die Macht des Goldes."

„Und die neuen Länder machen sie nicht reich."

„Eine kurze Zeit meinte sie auch mit dem Todten begraben zu sein; aber das ist Alles Trug. Jacobäa's Seele lebt, nur schläft sie noch; bald wird sie jedoch erwachen, und ihr Erwecker ist nahe, ganz nahe!"

Aischa sah mit ihren lichtlosen Augen im Zimmer umher, als ob sie Jemanden suche.

Der Eichentisch drohte unter Heinrich's Hand zu ächzen, und Elsan ließ den Teller, den sie in den Fingern hielt, zu Boden fallen, daß er klirrend zersprang. Dieser Augenblick gab Heinrich die Freiheit; er benutzte den Aufschrei seiner Geliebten als Bedeckung seiner Flucht. Seine Schritte wurden überhört und er war verschwunden, ehe Elsan es bemerkte. Sie kniete am Boden und las die Scherben zusammen.

„Es war ein böser Geist im Zimmer“ sagte die Alte.

„Ein Windstoß riß die Thür auf und den Teller aus meiner Hand“, antwortete Elsan.

„Seit wann glaubt Elsan, daß ich nicht mehr in ihrem Innern lese, weil ihr Gesicht mir verdeckt ist?“

„Mutter, es wohnt ein fremder Geist darin, der mich selber bange macht.“

Die Alte neigte den Kopf, wie zustimmend.

„Waffnet Euch mit Muth, Elsan, Ihr werdet ihn brauchen, wie Eure Milchschwester Jacobäa, Ihr seid beide geboren, um zu kämpfen.“

Elsan kreuzte die Arme über der Brust und murmelte einige unverständliche Worte, die wie eine Beschwörungsformel klangen. Sie war durch die Alte zur halben Zauberin geworden, die man seit längst als eine Hellseherin betrachtete. Aischa war, ein arabisches Mädchen, mit sarazenischen Schiffen nach Holland herübergekommen, um durch ihre Zauberkünste Gold zu erwerben, bei dem großen Markte auf Kugeln zu tanzen, Blumen aus einer leeren Schürze zu pflücken und unter das Volk zu streuen. Sie wurde angestaunt und im ganzen Lande be-

kannt, vor Allem aber gewann sie die Bewunderung eines Mächtigen der Kirche und des Landes.

Das Kind des Orients ward an ihn verkauft, und treulos im fremden Lande zurückgelassen. Seitdem haßte Aischa die Lüge und die Falschheit. Sie prophezeihte den Schiffen, die sie einst mit fortgenommen, den Untergang, und da ihr Wort sich erfüllte, war ihr Prophetenruhm begründet. Ihr Seherblick schützte sie vor den Versuchungen der List und den Drohungen der Rohheit, sie blieb ungefährdet in der neuen Welt, ihr Ohr gewöhnte sich an die fremden Klänge, ihre Zunge sprach sie nach. Seitdem gehörte sie dem Volke, das sie Mutter nannte, wie Elsan, der sie das Leben erhalten hatte, welches ein unglückliches, verlassenes Geschöpf dem Kinde gegeben, am Hofe gegeben, wo es die Nahrung mit Jacobäa getheilt.

Mancherlei traf zusammen, dieses Mädchens Herkunft gar sonderbar erscheinen zu lassen. Niemand im Dorfe kannte seinen Ursprung. Mit der alten Frau war das Kind hierhergekommen, welche in stiller Zurückgezogenheit im Dorfe gelebt, bis der Ruf an sie gelangte, ihrer Weisheit Schätze an den Hof zu tragen.

Margaretha von Baiern-Holland lag sterbenskrank; sie hatte ein Kind geboren, das mit ihr dem Siechthume verfallen schien; Niemand wußte Hülfe zu schaffen, da gedachte Einer von des Herzogs Räthen der alten Frau, die am Seestrande hinter Harlem wohne, und deren Ruf sich durch fahrende Schiffer weit in das Land verbreitet hatte. Ihr sollten die Räthsel der Natur erschlossen sein; sie war eine Wunderfrau, konnte Heiltränke kochen, und so mußte sie auch in der Krankenstube der Gräfin von Holland helfen können. Auf Aischa's Armen genaß die kleine Jacobäa, ihre Behandlung beschwichtigte das Leiden der Mutter und des Kindes, Aischa bestimmte, wer der künftigen Kronerbin die erste Nahrung geben sollte; sie zog Elsan's Mutter aus tiefster Armuth zur reichbelohnten Ernährerin der künftigen Fürstin empor und widmete ihre Pflege zu gleichen Theilen Jacobäa und der kleinen Elsan, welche die mütterliche Nahrung zur Hälfte an die Milchschwester abtreten mußte.

Als später Elsan's Mutter starb und der Vater keine Kunde von sich gab, nahm Aischa das Kind mit sich nach dem Fischerdorfe, wohin Sehnsucht und Gewohnheit die Alte später zurückführten.

Elsan wuchs bei Aischa auf; von ihr empfing sie den Reichthum eines poetischen Herzens; durch sie ward, inmitten eines arbeitenden, leidenschaftlichen Weibervolkes, Elsan ein, von den Gluthen des Südens angehauchtes Geschöpf, voller Phantasie und Ahnungen.

„Glaubt Elsan, daß sie mich jemals täuschen könne?“ sagte Aischa, indem sie die Hand des Mädchens ergriff; „der unregelmäßige Taktschlag ihres Pulses sagt mir, daß ein Sturm durch ihre Seele jagt, und die Flamme auf ihren Wangen, daß ein Brand in ihrem Herzen wühlt.“

Elsan barg ihr Gesicht in die faltigen Gewänder Aischa's und antwortete nicht.

„Wann kam er das erste Mal im Geheimen?“ fragte diese streng, „wie oft saht Ihr Euch, seitdem Eure Vertraulichkeit zum stummen Einverständniß werden konnte, und welchen Namen gaben ihm Eure Lippen?“

„Mutter,“ erwiderte Elsan, mit wiedergewonnener Fassung, „er gebot mir, auf die Einflüsterungen des Stolzes und der Eifersucht nicht zu achten.“

Aischa schüttelte das Haupt: „Eure Mutter ist nicht stolz und nicht eifersüchtig,“ sagte sie mit

trauriger Stimme, „aber sie sieht Unglück hervorwachsen aus dem Boden, den ihres Lieblings Füße betreten, den sie schützen möchte, und der gegen sich selber kämpft.“

Elsan umfaßte die Knie der Prophetin. „Mutter,“ sagte sie mit schmeichelnd flüsternder Stimme, „gönnt mir das Glück einer Stunde, wo, das Glück eines ganzen Lebens zu verlangen, vielleicht Uebermuth wäre.“

„Wenn es nicht vor der Thür stände, um Einlaß zu begehren,“ erwiderte Aischa.

Wirklich pochte Jemand in diesem Augenblick von außen an die Thür des Zimmers, in welchem die beiden Frauen sich befanden, und gleich darauf trat ein Mann in schlichtem Anzuge, den runden Hut in der Hand, herein.

Sein Gruß brachte einen andern Herzschlag in das Zimmer, sein ruhig sanftes Organ ward zur Davidsharfe für die aufgeregten Weiberherzen.

Wir müssen den Mann etwas schärfer in's Auge fassen, der auf den ersten Blick so schlicht und einfach erschien, und dennoch Festigkeit und Haltung allen Denen brachte, die sich seiner wärmeren Theilnahme erfreuten. Sein Auge war freundlich und

erzählte von innerem Gleichgewicht, und frischer Empfänglichkeit, seine breite, hervortretende Stirn deutete auf feste Entschlossenheit, und seine Bewegungen wie der Ton seiner Stimme hatten den Ausdruck einer sanften Würde, die bei jugendlichen Erscheinungen zuweilen von größerer Wirkung ist, als beim Alter.

„Guten Abend, lieber, treuer Arnold!“ rief ihm Aischa entgegen, mit der Hand nach einem Schemel deutend; „nehmt Platz neben Eurer alten Freundin, und erzählt, was wir in den nächsten Tagen für Festlichkeiten zu erwarten haben. Sicher kommt Ihr aus der Stadt, und es hätte leicht geschehen können, daß wir unsern Weg gemeinsam zurückgelegt.“

„Ihr waret auswärts und Elsan daheim?“ fragte Arnold zurück, und sein Blick streifte das Mädchen, das sich hinter die Fenstervorhänge zurückgezogen hatte, und starren Auges auf das trübe Glas sah; es schien ein leichter Vorwurf in dieser Frage zu liegen, doch blieb es unentschieden, was Arnold tadelnswerther fand, daß die Alte Elsan, oder Elsan die Blinde allein gelassen.

Alle Drei schwiegen einige Augenblicke. —

Arnold gehörte zu den Menschen, welche die Erfüllung ihrer Pflicht als das Höchste ansehen, welche die strengsten Forderungen an sich selber machen, und durch ihren sittlichen Ernst, Anderen gegenüber, als Richter erscheinen, obwohl sie nur Beobachter sind. Aischa achtete Arnold hoch, sie sah in ihm den Schutzgeist Elsan's, diese aber fühlte sich durch seine Gegenwart beengt und gedrückt, seit ein Gefühl ihrer Unwürdigkeit sie von ihm, selbst von Aischa zu entfernen begann.

„Die Faßbinder sind in voller Thätigkeit," unterbrach die Alte das Stillschweigen, „ich hörte das Klopfen der Hammer auf meinem Wege hierher, und sie erzählten mir viel Mährchenhaftes von Hollands Reichthum. Sagt, ob Ihr in Erfahrung gebracht habt, wie Beukulszoon bei Hofe empfangen worden ist?"

„Gut genug! Die Probe seiner eingesalzenen Fische hat reichen Beifall geerndtet; sie werden zunächst auf der Hochzeitstafel unserer Gräfin ihren Ehrenplatz finden, und dann wird man darauf denken, einige Tausend Tonnen, mit Heringen gefüllt, nach England zu senden."

„Was sollen sie in England? Da wird die

Eifersucht uns die Thür schließen. In England ist ein gar verwildert Wesen, und uns ist es niemals von Herzen zugethan gewesen."

„Sie mögen, Dank dem Herzog von Burgund, uns drüben immer beneiden, mögen die Kriege für sich behalten und sich an unserm Wohlstand blind sehen!"

„Ist der Herzog doch gleich einem Säemann, er streut den Samen für die Zukunft aus und ein günstiger Wind weht die Körnlein bis zu uns herüber."

„Ihr mögt Recht haben", sagte Aischa, „wenn in der Zunge seiner Waagschale nur die Gerechtigkeit wohnte, welche den armen Provinzen weniger Steuern zuwöge, als den reichen. Er deckt diese mehr, denn jene mit dem goldenen Schilde, und grade sie pflanzen die Lorbeerbäume für ihn."

„Wahrlich, Herr Arnold, kennte ich Euch nicht als unbestechlich, so möchte ich glauben, daß der Glanz, der am Burgundischen Hofe Alles blendet, Euch bestochen habe, und daß nicht Philipp, sondern das strahlende Kleid, das er trägt, Euch bezauberte. Ist's doch unbegreiflich, wie grade Ihr Euch unter sein burgundisch Hofwesen zu beugen vermögt."

„Das Hofwesen dünkt Euch trügerisch, und täuscht doch nur Den, der sich betrügen lassen will.“

„Das ritterthümliche Wesen ist freilich Prunkform und Außending geworden, aber gute Sitten und Gebräuche bringen wohl auch gute Gedanken und Entschlüsse.“

„Mich fängt es nicht, aber ich mag's auch nicht ungern sehen, wächst an seinem Prunke doch das bürgerliche Gewerbe mächtiger in die Höh' als jemals. Auch Meister Eyck sagt, es wäre eben jetzt die rechte Geburtsstunde für die Kunst.“

„Ihr solltet selber an den Hof kommen, dann würdet Ihr anders denken und vielleicht manches Gute erfahren.“

„Vergeßt nicht, daß das Licht meiner Augen erloschen ist.“

„Aber Eure Ohren hören, was die Augen nicht sehen.“

Aischa begriff, daß Arnold ernsthaft den Wunsch hegte, sie solle ihn mit Elsan an den Hof begleiten. Er mußte seine besonderen Absichten dabei haben.

„Wie mir bekannt ist, wird man die Vermäh-

lung der Herzogin von Brabant in der Kirche zu Harlem vollziehen, in welcher Jacobäa das letzte Mal an der Seite ihres Vaters gebetet hat; die größeren Festlichkeiten sollen an dem Burgundischen Hofe zu Gent begangen werden," erzählte Arnold.

„Elsan's Aufmerksamkeit war durch den Namen Jacobäens geweckt worden.

„Sie sah Arnold halb neugierig, halb bittend in das Gesicht. Er ließ sein ernstes Auge forschend auf ihr ruhen.

„So würdet Ihr uns dorthin begleiten wollen?" fragte Aischa, „wo wir unter den Vornehmen und Reichen unbemerkt und arm an jeglicher Bedeutung erscheinen dürften?"

Sie hatte mit diesen Worten die eigentliche Absicht Arnold's bezeichnet, aber er hielt mit seiner Meinung zurück. „Gebt mir die Ehre, Euer Schirm zu sein," sagte er, „und kein Stein soll auf Euerm Wege liegen."

Elsan war herangetreten; zu Jacobäens Hochzeit sollte sie gehen; das regte sie gar wunderseltsam auf. Was gab es dort nicht zu schauen und zu erleben! Sie wußte ja, daß sie selber von dort herstammte, und daß sie wohl auch ein Recht habe, auf die Gunst der fürstlichen Milchschwester zu zählen.

Dazu kam noch, daß sie ein süßes Geheimniß ganz versteckt in ihrem Herzen bewahrte.

Ja gewiß ging ihr Heinrich auch zu dem Vermählungsfeste der Gräfin von Holland, und dort am Hofe ließe sich's wohl ermitteln, weß Ranges und Standes er sei, welchen Namen er führe und was es mit seiner Verschwiegenheit für eine Bewandtniß habe. Dort konnte sich wohl auch manche Gelegenheit bieten, ihn zu sehen, und unbelauschtere Zusammenkünfte mit ihm zu halten, als hier an den Klippen. Im Gewühl der Menge, beim Jubel der Zecher, da mußte es Augenblicke geben, wo zwei Menschen unbemerkt Worte der Liebe mit einander austauschen konnten, von Niemandem behorcht, von Niemandem verstanden.

„Elsan hat noch nicht einmal gelächelt, seit ich sie heute sehe," sagte Arnold; „bin ich es, der den Frohsinn aus ihrem Herzen scheucht?"

„Nicht doch!" erwiderte Elsan, die neues Leben gewonnen; „Ihr verkennt mich. „Wie konnte ich an Euerm Gespräche mit der Mutter Theil nehmen, die ich" —

„Das Gewand der Lüge verabscheue," ergänzte Aischa.

Arnold sah sie an. Das Blut schoß ihr in die Wangen.

„Es ist Freude ob Eures Vorschlages,“ sagte sie, sich ohne Anklage entschuldigend; „Arnold, ich danke Euch für Eure Theilnahme.“

„Danket nicht zu früh, da Ihr nicht wißt, ob Eurer Freude am Hofe wartet.“

„Wer weiß das, auch sie nicht, um deretwegen jetzt tausend Hände und Füße in Bewegung sind. Mutter, wir müssen auch darauf denken, ihr eine Freude zu machen.“

„Sie wird's nöthig haben,“ erwiderte die Alte.

„Kommt morgen, Beiling, kommt morgen wieder, dann sollt Ihr erfahren, wozu wir entschlossen sind.“

Arnold nahm Abschied von den Frauen, ruhig, ernst, wie er immer war. Da Elsan ihm die Thür öffnete, sah er sie noch einmal fragend an.

„Scheint mir's doch, als ob Ihr noch wüchset,“ sagte er, mit seiner Hand leise ihre Stirn berührend.

„Er segnet mich,“ dachte Elsan, „und ich möchte mich vor ihm verbergen, ihm entfliehen!“ —

Holland bot zu der Zeit, da unsere Geschichte beginnt, ein erquickliches Bild üppiger Entwickelung. Mit Recht können wir es zu jenen Ländern zählen, deren mährchenhaften Ursprung wir kaum zu begreifen vermögen. Mit zäher Ausdauer hat das Volk, welches sich zu einem kräftigen Stamme entwickelte, seine Wohnplätze aus der nassen Unterwelt heraufgeholt. Strebend und arbeitend, dehnte sich das wachsende Altholland mehr und mehr aus, seine Handelsschiffe bevölkerten zuerst das Meer, sein Kunstfleiß und seine Erfindungen bahnten die ersten Wege zur Freiheit an.

Klima, Lage und Boden bedingen nicht allein die Fauna und Flora, sie haben auch ihren unumgänglichen Einfluß auf die Sitten, Lebenszwecke, Neigungen, Gewohnheiten, Trachten und selbst Religionen der Bewohner.

Holland ist eine Wasserpflanze, Nebel hüllen es zu den meisten Zeiten ein, trübe Dünste hindern die Sonne, ihre volle glänzende Beleuchtung darüber auszugießen; dennoch ist es kein schläfriges, kränkliches Geschöpf. Es hat Widerstand leisten gelernt, und darunter ist es erstarkt; es trägt das Bedürfniß freier Entwickelung in sich, und hat sich die

Freiheit erkämpft, es ist stolz auf seinen eroberten Ruhm, ohne den Hochmuth zu kennen, denn es ist daran gewöhnt, sich niemals sicher zu dünken, und wenn es die Wellen beobachtet, die an seinen Ufern dahin jagen, so denkt es, daß es vorwärts müsse, gleich ihnen. Das Meer ist seine große Zeitenuhr, die Tage, die einander verschlingen, wie die Wellen, sollen auch Schätze abwerfen und in sein Netz führen, gleich jenen. Neue Industriezweige breiteten ihr Geflecht über das Land aus, und vergrößerten von Jahr zu Jahr Hollands Macht und seinen Reichthum.

Mit diesem Aufschwunge traten aber auch schon die verhängnißvollen Begleiter eines mächtigeren, nach Selbstständigkeit ringenden Völkerlebens auf; die innern Partheiungen und Kämpfe, die in dem Herzen des Landes entstanden, drohten mit zerstörender Gewalt.

Blutsverwandte standen in Altholland in Erbitterung gegeneinander, und unsere junge Heldin, einer solchen streitgebärenden Herrscherfamilie entsprossen, ahnte zu der Zeit, da sie die historische Bühne betrat, nicht, welch' dornenvoller Weg ihr von ihren Vorfahren bereitet war.

Die Tochter eines nachgiebigen, gutmüthigen Vaters, und einer herzlosen, machtsüchtigen Mutter,

war Jacobäa bestimmt, ein Erbe zu übernehmen, das unter der schwachen Führung ihres Vaters schon halb in fremde Macht gerathen, andrerseits aber von der Habgier Margarethens von Baiern-Holland, der nachgelassenen Wittwe des verstorbenen Herzogs Wilhelm, des Sechsten, als ein unveräußerliches Erbtheil betrachtet wurde. Diese Frau, noch jung an Jahren, stark an physischer Kraft und reich an ehrgeizigen Plänen, mußte mit Widerstreben die Zügel der Regierung in die Hand ihrer Tochter gelegt sehen, welche, mit dem Herzog von Touraine vermählt, ihrem Vater auf dem Regententhrone folgte.

Mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit hatte Jacobäa diesem Vater angehangen, sie ahnte nicht die Fehlgriffe seiner Schwäche, sie erquickte sich nur an den Gaben seiner Herzensgüte, und mehr und mehr wandte sich ihr liebebedürftiges Herz, von den Schärfen einer hochfahrenden Mutter schon in frühester Kindheit verletzt, dem weicheren, duldsameren Vater zu. Herzog Wilhelm liebte sein Kind bis zur Abgötterei; die Beiden schlossen sich zu festem Bund aneinander. Die Mutter stand allein, verbittert, den Ausschweifungen der Selbstsucht mehr und mehr verfallend.

Margaretha begann in Jacobäa ein Wesen zu hassen, das bestimmt sei, ihr die Liebe der Herzen und die Macht der Herrschaft zu entreißen. Ein unbeschreiblicher Liebreiz gewann Jacobäen die Gunst ihrer Umgebun gbis zu dem Grade, daß Margaretha sich schon zu der Zeit um der Tochter willen vernachlässigt sah, wo sie noch als die Gemahlin des Regenten neben diesem herrschte. Ein böses Fatum hatte über Holland das widrige Geschick eines langdauernden Bürgerkrieges verhängt. Schon früher hatte eine Margaretha über die Provinzen Althollands geherrscht; schon einmal war das eigene Blut gegen die Mutter aufgestanden, und es hatte sich jener heiße Kampf entzündet, welcher die Partheien der Kabeljaus und Hoeks entstehen ließ, die sich in schroffer Trennung erhielten, und bei jeglichem erneuten Landesstreit, wie zwei wohl organisirte Gegenmächte aufstanden und mit den Waffen klirrten. Jene frühere Margaretha, welche mit den Erblanden ihres Bruders belehnt worden war, und die Regierung der Provinzen unter dem geleisteten Versprechen übernahm, niemals ohne Bewilligung der Stände einen Krieg zu beginnen, hatte nicht lange des beschränkten Ruhmes genossen, als der, zu ihrem Nachfolger bestimmte,

zweite Sohn, ihr nicht Ruhe, noch Rast ließ. Sein Ehrgeiz erlaubte es ihm nicht, in trägem Warten, den Tod der Mutter zu erharren; er verwickelte das doppelt unglückliche Weib in eine Fehde, die viele Jahre währte, und erst mit ihrem Tode endete.

Dieser unnatürliche Kampf erzeugte jene oben erwähnten Partheien. Selbst der Sohn, der sich gegen die Mutter erhob, fand seine Anhänger; die Parthei der sogenannten Angelhaken oder Hoeks warf ihre Harpunen nach den großen Fischen oder Kabeljaus aus und diese trachteten nach einer Zwingherrschaft über die Aufständischen.

Auch für und wider Wilhelm den Sechsten begannen die großen Fische sich aufzurichten, die immer wurffertigen Angelhaken waren alsbald zur Hand, und mit Bangen sah der schwache Mann sein einziges Kind den Schrecknissen eines Bürgerkrieges entgegengehen. Wie einst der Sohn gegen die Mutter, konnte die Mutter jetzt gegen die Tochter Gewalt gebrauchen.

Die stärkere Parthei der Kabeljaus hatte bisher gegen Wilhelm gestanden, es war vorauszusehen, daß sie zu Margaretha stehn würden, sollte es sich um die Gewalt und um den Besitz des Erbes han-

deln. Herzog Wilhelm fühlte, wie sich sein Leben in einer ihm widerstrebenden Kraftanstrengung aufzehrte, während er in steter Sorge um den Verlust von Besitzthümern lebte, deren Herrschaft er nicht gewachsen war. Er sah in seiner Tochter eine blühende Heldengestalt aufwachsen, fühlte selbst Ehrfurcht vor ihrem kühnen, durchdringenden Verstande, und dachte daran, sie in Zeiten durch eine passende Vermählung sicher zu stellen.

Ein Gatte für Jacobäa war bald gefunden. Ein Sohn der fränkischen Isabeau und Karl's des Sechsten reichte ihr die Hand, und die Verbindung mit dem Herzog von Touraine und mit Frankreich konnte als von günstiger Vorbedeutung betrachtet werden.

Was Jacobäa selbst bei dieser Verbindung empfand, entsprang aus einem Gemisch freudiger Ergebung in den Willen eines leidenschaftlich geliebten Vaters, und der Ueberzeugung, daß sie vom Schicksal auf eine Rangesstufe gestellt sei, wo das Herz kein Recht habe, bei der Wahl eines Gatten zu reden, und allein politische Interessen und des Volkes Wohl zu berücksichtigen seien.

Diese Ueberzeugung und Ergebung gaben dem damals sechzehnjährigen Mädchen Kraft und Ent-

schlossenheit, ja, sie verklärten ihr unfreiwillig gewähltes Geschick selbst mit einem Schimmer des Glückes.

Mehr und mehr verfinsterte sich, diesen glücklichen Erfolgen der Tochter gegenüber, der Sinn der Mutter. Margaretha versank in düsteren Groll; sie hätte der Tochter gern den Weg abgeschnitten, den diese so sichern Fußes betrat, während die Mutter fast unbemerkt neben ihr zurückstehn mußte. Aber sie konnte lange nicht ersinnen, auf welche Weise Jacobäen, dem Herzenskinde ihres Gemahls, der sich demselben mit allen noch übrigen Kräften seines hinschwindenden Lebens in Liebe zugewandt hatte, beizukommen sei.

Da traten Umstände ein, die alles Grübeln Margarethens unnöthig machten, und ihr ganz plötzlich die Waffen gegen die Tochter in die Hand gaben. Herzog Wilhelm, der lange schon den Tod ersehnt, lag sterbend. Jacobäa stand mit ihrem jungen Gatten an seinem Sterbebette.

„Ihr werdet bald nur Jenen noch zu Eurer Stütze haben, meine Tochter," sagte der Vater, indem er nach dem jungen Herzog hinwies, der in

der Fülle der Kraft und Gesundheit neben der herrlichen Gestalt Jacobäens stand. „Achtet ihn hoch und seid ihm treu, ehret Euch selber, indem Ihr Euern Gatten ehret."

„Ich will es, mein Vater," versprach Jacobäa, indem sie an des Vaters Bett niederkniete, der seine Hand segnend über sie ausstreckte und verschied.

Der erste heftige Schmerz brach über Jacobäa herein. Niemand vermochte sie zu trösten, selbst der junge Gatte nicht. Sie verhüllte ihr Gesicht vor ihm und trauerte allein um den Vater; denn sie ahnte, daß mit diesem Tode die feste Stütze ihres jungen Lebens gebrochen sei. Sie ahnte, wie viel Kämpfe sie überfallen würden, und sie rüstete sich innerlich dazu.

Zu gleicher Zeit mit Wilhelm dem Sechsten starb auch in Frankreich der älteste Sohn der Isabeau, und der Gemahl Jacobäa's ward zum Dauphin erklärt. Das brachte eine augenblickliche Veränderung in Jacobäens Verhältnisse. Eine Reise nach Frankreich ward vorbereitet, auf welcher Jacobäa ihren Gemahl, den künftigen Thronerben, begleiten sollte.

Margarethens Widerwillen gegen die Tochter steigerte sich mit deren zunehmender Macht. Jaco-

bäa aber sah nur, wie mit der Mutter Haß sich ihres Lebens Widersacher erhoben, und ermangelte nicht, sich mehr und mehr mit innerer Stärke zu wappnen.

Da traf das junge Weib ein neuer Schlag. Noch krank im Herzen durch den eben erlittenen Verlust, stand ihr ein zweiter, bei Weitem überraschenderer und erschütternderer bevor.

Ihr junger Gatte, der Herzog von Touraine, der Dauphin von Frankreich, doppelt beglückt durch den Besitz einer angebeteten Gemahlin und durch das Erbe eines blühenden Landes, starb plötzlich auf geheimnißvolle Weise. Niemand ahnte die Veranlassung seines Todes. Jacobäa, die eben noch mit ihrem Gatten zu Abend gespeist, die ihn den glänzendsten Entwürfen für die Zukunft dahingegeben gesehen, ihr wurde, nur wenige Stunden darauf, die Kunde seines eisigen Erstarrens unter krampfhaften Verzerrungen des Körpers. Der Schlag war ein zu betäubender, als daß er nicht für den Augenblick alle Thatkraft des jungen Weibes lähmen mußte.

Die nöthigen Untersuchungen, die zu einer Entdeckung führen konnten, unterblieben, und die Verleumdung sog daraus ihr gefährliches Gift.

Nicht unbekannt war es geblieben, wie Jacobäa sich nach dem Tode des Vaters dem Gatten abgewendet, und sich in ihrer Trauer abgeschlossen hatte; man glaubte von ihr, nur Gehorsam, nicht Liebe habe sie in die Verbindung mit ihm willigen lassen, und es lag nur zu nahe, daß sie die Gelegenheit einer Reise nach Frankreich genützt, um sich des überlästigen Gemahls zu entledigen. Es wurde deshalb nicht gezweifelt, daß Jacobäa dem Herzog heimlich ein tödtendes Gift eingegeben, da beide Gatten zu Schiff waren, und sie jeder Nachforschung zu entgehen gedenken konnte.

Dieses Gerücht, von Margarethen heimlich unter das Volk verbreitet, nährte den ersten Samen des Verdachtes und des Uebelwollens gegen die jetzt allein und schutzlos nach ihren Provinzen zurückkehrende Gräfin von Holland.

Jacobäa ahnte davon nichts; sie hätte eine derartige Verdächtigung mit dem Stolze der Tugend belächelt, aber sie ahnte, von woher die tödtende Gewalt, welche ihr den Gatten von der Seite gerissen, gekommen war.

Auch der Herzog von Touraine hatte unt er dem Herrscherneid einer ränkesüchtigen Mutter gelitten,

und war in Folge dieses Neides plötzlich des Todes verblichen. Eine dem Dauphin aus Frankreich überbrachte Kiste mit Kleidungsstücken hatte auch das vergiftete Gewand in sich geschlossen, welches der junge Prinz kurz vor seiner Todesstunde angelegt, und das seinen Körper in Krämpfen enden ließ.

So umgeben von unsichtbaren bösen Mächten, konnte sich Jacobäa einer ähnlichen Niederlage versehen. Mit den Gefühlen tiefster Empörung und mit der festen Entschlossenheit, ihre Rechte zu wahren, ging sie, die verwaiste, verwittwete junge Fürstin, nach dem Hennegau. Sie hatte gewillt, in jeglichem Kampf für das Recht, Stand zu halten; sie war begeistert für ihren Beruf, der Führer eines kernigen, thatkräftigen Volkes zu sein; seine Vorzüge zu wahren, seine Anlagen zu entwickeln, seine Macht zu erweitern, sollten die alleinigen Beweggründe ihres Handelns sein.

So selbstständig sich Jacobäa in ihrer Würde dem Lande und dessen Ansprüchen gegenüber zu behaupten suchte, konnte es ihr doch nicht gelingen, sich dem Einflusse ihrer Mutter zu entziehen.

Margaretha erschien durch den Tod Herzog Wil-

helms gebeugt, sie weckte damit Jacobäens Sympathien, die an der Wahrheit ihres Schmerzes nicht zweifeln mochte, und bald ward diese von Margarethen durch mancherlei Ränke zu der Ueberzeugung geführt, daß ein Weib auf dem Throne, ohne den beschützenden Gatten zur Seite, den Ansprüchen ihrer Gegner ohnmächtig gegenüber stehe.

Der Liebe glaubte Jacobäa entsagt zu haben, und Margaretha benutzte diese Selbsttäuschungen, die Tochter für eine conventionelle Verbindung geneigt zu machen, die scheinbar die Befestigung auf ihrem Regentenstuhl begründen sollte.

Welche Pläne Margaretha für sich selber mit ihren Heirathsvorschlägen für die Tochter verband, mußte dieser verhüllt bleiben, da Jacobäens, jeder Verschmitztheit abgeneigter Sinn, nicht auf den Gedanken verfallen konnte, Margaretha suche in dem neuen Gemahl für die Tochter, nicht eine Stütze für diese, sondern nur ein Instrument und Organ, durch welches sie die geheime Regentin des Landes bleiben konnte, einen Vermittler für ihre Zwecke, welche denen der gehaßten Tochter entgegenarbeiten sollten.

Dies war die Lage Jacobäens.

Wittwe mit siebzehn Jahren, von der bösesten Verleumdung befleckt, Tochter einer unnatürlichen Mutter, noch tief trauernd um den Verlust eines unbeschreiblich geliebten Vaters, steht sie an der Spitze eines, durch vorangegangene Bürgerkriege, verwilderten Volkes, das übeln Partheizerklüftungen verfallen war, steht sie außerdem habgierigen Verwandten gegenüber, welche nur darum ihr Eigenthum bisher unangetastet ließen, weil sie ihre Kräfte gegeneinander ebensowohl abzumessen hatten, wie gegen die der jungen Besitzerin des Erbes, in das sie sich zu theilen gedachten, wenn es dem Einzelnen nicht gelingen sollte, es ganz an sich zu reißen.

Margaretha von Baiern-Holland ging unruhig in ihrem Zimmer auf und ab. Sie schien Jemanden zu erwarten; in ihren Zügen wohnte Spannung und Entschlossenheit. Diese Frau von steinhartem Kopf und Herzen stand im Begriff, ihr einziges Kind zum zweitenmale zu verkaufen, ein schon schmählich angetastetes Leben einer zweiten Mißhandlung preiszugeben.

Bilder einer ernsten Vergangenheit zogen mahnend an ihr vorüber, ohne sie zu rühren. Noch war

es kein Jahr, daß sie den Gatten begraben, noch trug Jacobäa tiefe Trauer um den Doppel-Verlust, ihres Vaters und ihres gemordeten Gemahls im Herzen, und schon arbeitete die ränkesüchtige Frau an einer zweiten Verunglimpfung ihrer Rechte.

Stand sie ihrem Drängen und Verkuppeln doch jener fränkischen Isabeau nichts nach, die des eigenen Sohnes nicht geschont, um die höchste Macht dem eigennützigen Herzen zu bewahren.

Noch hatte Jacobäa ihr achtzehntes Jahr nicht erreicht, noch war der Trieb der Herrschsucht ein unverstandenes, unentwickeltes Verlangen in der jugendlichen Wittwe, er konnte sich aber entfalten, wenn sie selbstständig und unvermählt blieb, und diese Selbstständigkeit drohte Margarethen die Zügel aus den Händen zu nehmen.

Ja, es war nöthig, daß Jacobäa zum zweiten Male vermählt ward, daß sie einem Manne verbunden wurde, der ihr scheinbarer Herr sein, dem kühnen Aufschwunge ihres Geistes eine Hemmung bieten, und sie stets an ihre Anhängigkeit erinnern mußte, während er selbst Margarethens Sklave war. So rechnete die fürstliche Frau, die herzlose Mutter, die intrigante Regentin, während sie den Zeiger ei-

ner goldenen Wanduhr beobachtete, und die Minuten bis zum Ablauf der begonnenen Stunde zu zählen schien.

Zuweilen blieb sie, wie fest gewurzelt, einige Augenblicke stehn, als habe sie eine Erscheinung wahrgenommen, die nur ihr sichtbar, oder als lausche sie auf einen Ton, der nur ihrem Ohr vernehmlich, bis sie plötzlich ihr rasches Auf- und Abgehen von Neuem begann mit Schritten, die eine noch energischere Bestimmtheit ausdrückten.

Der Zeiger der oft befragten Uhr hatte seinen Kreislauf indeß beendet, und eilf dumpfe Schläge verkündeten der Fürstin, daß die Stunde der Entscheidung gekommen sei. Sie hatte den Befehl gegeben, den Herzog von Brabant zu ihr zu führen, sobald er angelangt sein würde. Ihr Befehl ward erfüllt, die Thür öffnete sich und der Erwartete stand vor ihr.

„Ihr könnt Wort halten," redete ihn die Fürstin an, „seid mir darum doppelt willkommen; das Vertrauen, welches ich in Euch setzte, wächst mit jedem Tage, daß ich Euch länger kenne; nehmt meinen Dank dafür, daß Ihr den Freuden eines üppigen Hofes entsagtet, um der unglücklichen Wittwe des ihr zu früh geraubten Gatten Trost zu bringen.

Der also Angeredete gab nur eine stumme Verbeugung auf diese Einleitung als Antwort; er wußte bereits, um was es sich hier handeln würde, und er wünschte ohne viele Worte zum Ziel zu kommen. Wie seine ganze Persönlichkeit den Ausdruck der Trägheit hatte, so arbeitete auch sein Geist nur langsam, klebte die Zunge ihm schwerfällig am Gaumen, bis die feurigen Weine des Südens sie entfesselten. Ueber seine welken, blassen Lippen schlichen die Worte eben so langsam hinweg, wie er sich selber in Bewegung zu setzen vermochte. Die matten gläsernen Augen hatten einen sinnlich trägen Ausdruck und niemals sah man den Herzog in kühner, freier Stellung; es mochte Angewohnheit sein, die aber auf Marklosigkeit schließen ließ, welche stets einer Stütze bedurfte.

„Er ist welk und schlaff,“ dachte Margaretha bei seinem Anblick, „aber er ist nicht krank und kann ein langes Schattenleben neben Jacobäen führen, sein Eigensinn bei einmal gefaßten Beschlüssen wird sie ermüden, und sie wird mir dienstbar bleiben, indem sie gezwungen ist, sich ihm zu fügen.“

„Ihr sprachet bereits mit dem Bischof von Lüttich über die Angelegenheit, die Euch zu mir führt?“

fragte sie nach kurzer Pause, den gradesten und kürzesten Weg wählend, der zum Ziele führen konnte.

Der Herzog neigte seinen Kopf ein wenig nach vorn und suchte nicht ohne Anstrengung nach einer passenden Aeußerung.

„Ich bin sehr geschmeichelt," stotterte er, „durch die Wahl, welche man getroffen."

„Die Verwandten der Gräfin von Holland," fiel Margaretha ein, „stimmen dahin, die Verbindung schleunigst zu vollziehen, ehe das junge, unglückliche Weib sich ihrer Verlassenheit noch mehr bewußt werde, und der Last von Regierungsgeschäften erliege, die auf ihr ruhen."

„Diese Lasten," bemerkte der Herzog von Brabant, mit leichtem Hüsteln, „sind nicht so drückend, wenn" —

„Wir einen richtigen Blick haben, um die stärksten Träger im Reiche an die gefährlichsten Punkte zu stellen. Euch wird dieser Blick nicht fehlen, Herzog von Brabant, während Jacobäa in jugendlicher Vermessenheit sich allein stark genug dünken und schwere Verantwortung auf sich laden würde."

„Noch ist uns Allen der unglückliche Kampf in

Erinnerung, den eine Mutter erfolglos gegen ihren Sohn führte. Noch zieht sich der Fluch, mit dem ein Bürgerkrieg das Land belastet, sammt allen seinen Folgen, seiner giftigen Partheiwuth, seinem Mißtrauen gegen den Nächsten, seiner Zerrüttung, selbst der natürlichsten Verhältnisse durch unsre Provinzen, und es wird darum doppelt nöthig sein, Acht zu haben, daß nicht ein schwaches Weib die schon verwickelten Fäden der Politik noch mehr mit ungeübten Händen in Verwirrung bringe, es ist nothwendig, daß die Gesetze geachtet, daß man den Regenten fürchtet, und nicht den Launen einer achtzehnjährigen Gebieterin sich unterworfen glaube. Ein Mann ist noth; seit dem Siege von Gorkum träumt sich Jacobäa eine Victoria. Aber ihr Glück ist Trug, so trügerisch als ihre sechzehnjährige Schönheit. Ihrer Amazonenrolle würde man bald überdrüssig sein."

„Die Spieße und Schlachtschwerte sind zu schwerfällig zur Koquetterie! — Herzog, ich rede hier als Mutter zu dem Sohne des geliebten Bruders: Habt Mitleid, Johann von Brabant, habt Mitleid mit einer Frau, die ihr einziges Kind den Gefahren des Krieges, der Schonungslosigkeit bewaffneter Feinde

preisgegeben sieht! Macht, daß Jacobäa in der Unterwerfung Genüge finde, und nicht neuen Versuchungen ausgesetzt sei; sie hat den Muth und Stolz ihrer Mutter, gebt ihr auch die weiche Nachgiebigkeit Wilhelm's des Sechsten, eine Nachgiebigkeit, die bei dem Manne Feigheit, bei der Frau Demuth genannt wird."

„Jacobäa durfte die bittersten Früchte dieser Feigheit und Engherzigkeit erndten, dieser ungegründeten Vorliebe für eine Parthei, die uns durch ihren Fanatismus von den mächtigsten Gewalten abtrennte, uns isolirte und machtlos auf ein bescheidenes Gebiet beschränken würde, wenn es uns nicht gelänge, neue Verbindungen zu schließen und das Geschehene aus der Erinnerung der beleidigten Gegner zu tilgen; wir dürfen den Papst, wir dürfen den Kaiser nicht unmuthig machen, wir bedürfen der Freundschaft Philipp's von Burgund, des Beistandes Johann's von Baiern, wir müssen nach allen Seiten hin Anker auswerfen."

„Wenn wir nun zum Mittelpunkt dieses glänzenden Schutzkreises, Unsern Vetter, den Herzog von Brabant machen, dessen Besitzungen mit denen der Gräfin von Holland vereinigen und auf die Verbindungen rech-

nen, welche er in Flandern, sie in Holland hat, so glauben wir wohl mit Grund, daß es eines mächtigen Gegners bedürfen würde, gewaltiger Hiebe, um einen also festgewurzelten Baum zu fällen."

Wenn Margaretha bei diesen Worten auf den schmeichlerisch eroberten Schwiegersohn gesehn, der einen so lächerlichen Gegensatz zu dem eben entworfenen Bilde bot, so würden sich ihre Lippen eines spöttischen Lächelns nicht haben erwehren können. Johann von Brabant lehnte den starken, nur spärlich mit flachsgelbem Haar bedeckten Kopf an ein auf dem Sims stehendes Pagodenhaupt von chinesischem Porzellan, und indem er mit der Hand über die schmale niedre Stirn fuhr, schien er dort dunkle Vorstellungen von Mühe, Kampf und Arbeit wegscheuchen zu wollen. Seine Eitelkeit und Genußsucht besiegten seine Thatlosigkeit; Jacobäa's Besitz, sammt dem ihrer Provinzen, die vergrößerte Macht, die bedeutendere Rolle, die ihm auf bequeme Weise zufiel — er hatte einen Moment stolzen Selbstgefühls, und in diesem Momente, wo er seine Gewalt wachsen sah, unterwarf er sich der Herrschaft Margarethens für immer. „So ist die Gräfin von Holland vorbereitet mich zu empfangen?"

fragte er, „und ich werde aus ihrem eigenen Munde die Bestätigung Eurer Worte hören?“

„Noch nicht,“ erwiderte Margaretha; „noch birgt sich das einsame, des Schutzes beraubte Weib in seine Trauergewänder, noch steht es zagend einer dunkeln Zukunft gegenüber, noch wagt sein von Schmerz erfülltes Herz keinem Gedanken süßen Glückes Raum zu geben; bald aber soll die Freude sein Gemüth erleuchten, und das Glück seine kommenden Tage. „Ueberlaßt es mir, Herzog Johann, die trauernde Wittib vorzubereiten auf den Umschwung der Verhältnisse, damit sie Euch, und die Krone einer Herzogin von Brabant aus Euren Händen würdig empfange.“

Margaretha wußte, daß es ihr der Neffe nur danken würde, wenn sie ihm vorarbeite und in der neuen Gemahlin auch die widerstandslose Geliebte zuführe. Ein Mann, wie der Herzog, liebte um so mehr mit den Sinnen, je weniger sein Herz dabei in Frage kam. Jacobäa's Schönheit hatte so lange keinen Reiz für ihn gehabt, als für ihn die Möglichkeit ihres Besitzes noch nicht existirte, mit dem Augenblicke, wo diese jedoch eingetreten war, erwachte ein heftiges Verlangen nach jener.

„Sie hat pfirsichfarbene Wangen und eine Haut wie Sammt, sie hat Haare wie glänzend flüssiges Gold und weich wie ungesponnene Seide, ihr Auge leuchtet, wie der Sapphir in meiner Krone, und ihre schlanke, geschmeidige Gestalt" — Johann stockte, er sah das Auge Margarethens forschend, lächelnd auf ihn gerichtet, und fühlte ein Erröthen der Beschämung auf seine hohlen Wangen treten.

„Jacobäa ist noch nicht achtzehn Jahre," sagte die Fürstin, „und ihre Schönheit in der vollkommsten Blüthe." Es lag etwas wie Hohn in diesen Worten, ein vorübergehendes Gefühl der Reue zog durch Margarethens Seele; aber sie war gewohnt dergleichen Schwächen zu verlachen.

„Ihr werdet mich jetzt verlassen müssen, Herzog," sagte sie, „wenn Ihr Euer Glück nicht verzögert sehn wollt; ich will noch in dieser Stunde Euretwegen mit der Gräfin von Holland reden." Der Herzog entfernte sich mit etwas markigerem Schritte als er gekommen war; Margarethens Blicke folgten ihm die Zimmerreihe entlang und das Lächeln des Spottes erschien um ihren Mund.

Wie dachte Jacobäa indeß?

Es ist nothwendig, daß du dein Herzblut opferst,

opferst dem Volke, das auf dich baut, daß du, um die Stelle welche Dir das Schicksal angewiesen, würdig zu behaupten, nur danach trachtest, jenes Holland, welches du mit Mutterzärtlichkeit lieben sollst, glücklich, reich und berühmt zu machen. Dein eigenes Glück kann hierbei nimmermehr in Frage kommen, wo der Ruhm sein glänzendes Schild erhebt und große Thaten deiner warten; du willst eben so kühn handeln, wie du stark warst im Dulden, du willst vergessen, daß du jung, daß du ein Weib bist. Du willst ein Mann sein, dein Arm soll die Waffe führen lernen, und deine Stimme soll einem Herrn gebieten, anstatt Worte der Liebe zu flüstern. Jacobäa, es gilt eine Krone für die andre einzutauschen; wo tausend Herzen dir entgegenschlagen, wie möchtest du da nach einem einzigen ringen! Für dich ist das Leben ein Kampf mit der Welt, kein Reich der Träume, für dich ist die Pflicht Alles, die Liebe ein Wahn; für dich gibt es nur Unterwerfung, um als Herrscherin geehrt zu sein.

So dachte das junge Weib während es seine feenhafte Gestalt im Spiegel betrachtete. Diese Glieder werden sich an das erzene Gewand eines Kriegsrockes gewöhnen müssen, dieser Kopf wird die

Last eines federumflatterten Helmes tragen, und dieses blonde Haar, — Jacobäa ließ die langen, goldglänzenden Locken, die bis zu ihrem Gürtel niederfielen, durch ihre kleinen Hände gleiten, — dieses blonde Haar, nein, es wird nicht unter der Scheere fallen dürfen. Der Löwe läßt seine volle Mähne im Sturme flattern, wenn er majestätisch durch die Wüste schreitet, und Simson — war von seinen Locken umwallt, da er die Säulen des Tempels zerbrach. „Heilige Patronin des Krieges," sagte sie, ihrem Spiegelbilde fest in die Augen schauend, „gieb mir mit deinem Kleide auch deine Weisheit, und ich werde ein Reich gründen, deines Schutzes werth." Ein nahender, fester Schritt gebot Jacobäa's Sinnen Schweigen. Es war Margaretha, ihre Mutter, die sie aufzusuchen kam, und deren scharfgeschnittenes Gesicht sie plötzlich neben dem ihren im Spiegel erblickte.

„In Träumereien der Eitelkeit versunken, finde ich die Gräfin von Holland, Wittwe des Herzogs von Touraine," rief Margaretha mit höhnischem Lachen; „aber grade recht, um mit der schönen Tochter ein mütterliches Wort zu reden."

„Ihr irrt," erwiderte Jacobäa, unangenehm berührt von dem Tone und der Ausdrucksweise Mar-

garethens, „Ihr irrt, und haltet für Träume der Eitelkeit, was Beschlüsse und Vorsätze ernster Art waren; nicht prüfte ich die Schönheit meiner Gestalt, um von ihr die Triumphe des Weibes zu fordern, sondern ihre Kraft und Reife, um mit männlichem Heroismus für mein Volk in die Schranken treten zu können."

„Und wollt Ihr das weniger Träume der Eitelkeit nennen? armes leichtgläubiges Kind, das sich selbst zu betrügen gedenkt, und doch seines Wittwenstandes längst überdrüssig ist!"

„Mutter, Ihr beutet den Zufall auf Eure Weise aus, und ich muß es mir gefallen lassen, daß Ihr niedrig von mir denkt, da ich noch nicht Gelegenheit zu Beweisen des Gegentheils gab; dennoch beschwöre ich Euch, geht keinen Schritt weiter in Eurem Mißtrauen, baut keine Pläne auf meine Eitelkeit, Ihr dürftet sonst leicht auf Hindernisse stoßen, von denen Ihr Euch bis jetzt nichts träumen ließet."

„Ich liebe eine kecke Sprache wie die Eure, wenn ein fester Wille mit ihr Hand in Hand geht, und es wird mich freuen, den Ruhm der Gräfin von Holland zu theilen, bis jetzt — theilte ich nur ihre Schmach."

Jacobäa erbleichte. „Mutter, laßt mich dieses Wort nicht zum zweiten Male hören, das Euern Lippen wohl nur absichtslos entschlüpfte! Ihr konntet mich nicht entwürdigen wollen, nur herausfordern, und Ihr seht, welche Wirkung die bloße Vermuthung — bei reinem Gewissen erzeugt."

„Ihr habt die Rede in Eurer Gewalt, nicht also Eure Mienen. Warum erbleichtet Ihr, warum sprüht jetzt Feuer aus Euern Augen?"

„Weil ich den Verdacht hasse, mit dem der Argwohn und die Ränkesucht ein unschuldig Herz verfolgen."

Margaretha lachte. „Genug des Wortgepränges," rief sie, „die Minuten sind kostbar und wiegen schwer in der Wagschaale der Zeit. Ihr wißt, daß das Land, daß Euer Volk eine Verbindung der holländischen Provinzen mit Brabant wünscht, daß Ihr selbst sie wünschen müßt, um Euch in Eurer Stellung zu befestigen, und daß Ihr mit den Stunden nicht fürder spielen dürft. Euer Vetter Johann ist bereit, die Last der Herrschaft mit Euch zu theilen, und es hieße dem Schicksal den Fehdehandschuh hinwerfen, wolltet Ihr vor einer Verbindung zurückschrecken, die in ihren Folgen eine glorreiche für Euch sein muß. Werft nicht so übermüthig den stol-

zen Kopf zurück, ballt nicht die kleine Hand zur Gegenwehr, zieht nicht die Lippe kraus in wegwerfender Verachtung, bedenkt, daß Ihr ein Weib seid, ein schwaches, hülfloses Weib, das man verfolgt, das man" — Margaretha brachte ihre Lippen an Jacobäa's Ohr — „das man eine Giftmischerin nennt!"

„Genug!" rief Jacobäa. „Ihr wollt mir drohen, mich schüchtern machen, aber Ihr findet mich entschlossen. Kein einziger meiner Vasallen wird glauben, daß ich es war, welche dem Herzog von Touraine das vergiftete Gewand sandte, kein Einziger zweifelt daran, daß es auf dem Webstuhl der fränkischen Königin gewebt ward; man hat meinen aufrichtigen Schmerz am Sarge meines Gemahls gesehen und mir sein Mitleid nicht versagt!"

„Gut denn, so bettelt ferner mit Euern Thränen um dieses Mitleid, und wartet ab, ob Euer Volk, wankelmüthig und leichtgläubig, wie jedes andere, den Angriffen Eurer Oheime Stand zu halten vermag! Denkt Ihr vermessen genug, alle jene Mächte mit Euerm blonden Haar zu fesseln? Wahrlich, die Ueberspannung macht Euern siebzehn Jahren Ehre."

Jacobäa hatte den Kopf ein wenig sinken lassen; wie in Nachdenken verloren. Margaretha be-

lauerte den Ausdruck ihres Gesichts mit stechendem Blick. Sie wird, sie muß nachgeben, sprach dieser Blick, denn ich habe es beschlossen, daß sie sich dem siechen, willenlosen Mann verbinde. „Ihr scheint zu überlegen," fuhr Margaretha nach kleiner Pause in schmeichlerischem Tone fort, „zu überlegen, ob Ihr ein krankhaftes Entsagen dem erquickenden Genusse vorziehen, ob Ihr den Wahn bestärken sollt, den man nährt: Ihr hättet reuevoll ein Gelübde gethan, jeglicher ehelichen Verbindung zu entsagen, weil — laßt's mich nicht noch einmal wiederholen, — weil Ihr Euch — zu früh des ersten Gatten entledigt."

„Nein, nein, der Wahn wurzelt nicht im Volke, daß ich nöthig hätte ihn zu zerstören," rief Jacobäa, „aber ein Gelübde habe ich dennoch gethan, und ich scheue mich nicht, es vor Euch zu wiederholen: ja, ich will die Ansprüche meines Herzens ersticken, ich will entsagen jedem wärmeren Gefühl, das dem Leben des Weibes Duft und Glanz gibt, meinem Volke angehören ganz und gar, und für sein Glück das meine hinwerfen!"

„Es in dem Eurer Unterthanen finden," bemerkte Margaretha. „So seid Ihr mir schon einen Schritt

näher getreten, nur noch einen und —" Margaretha hatte sich der Wandtäfelung genähert und wie zufällig sich gegen eine vortretende Verzierung gelehnt. Wenige Secunden später, in denen Jacobäa einem unschlüssigen Hinbrüten überlassen war, meldete man ihr den Herzog von Brabant, der soeben von Flandern angelangt sei. „Sonderbar," sagte Margaretha halb laut, „das sieht wie Zufall aus, und ist doch Gottesurtel."

Jacobäa erwiderte nichts, sie winkte nur gewährend mit der Hand, und als der bleiche, matte Jüngling sich vor ihr neigte, da ward es dunkel vor ihren Augen, sie mußte sich auf den Arm des Herzogs stützen und Margaretha sprach ein entscheidendes, triumphirendes Wort."

„Seht doch, Herr Herzog," rief sie, „wie überwältigend Euer Erscheinen auf die gebeugte, junge Wittib wirkt, und wie Noth es thut, daß sich Jacobäen von Holland ein stützender Mannesarm darbiete." Jacobäa richtete sich empor: „Genug, Frau Mutter," sagte sie mit neugewonnener Kraft, „der Herzog wird nicht glauben, daß er ein erliegendes Weib finde, er wird die Schwäche, welche eine augenblickliche Ueberraschung hervorrief, nicht für ein

dauerndes Siechthum halten. Nein, er findet die wohlgerüstete Herrscherin nur einen Augenblick von dem Zweifel ergriffen, ob es auch der rechte Weg sei, ihr Volk sicher zu stellen, es auf dem Wege des Ruhms zur Höhe zu führen, ob es auch die rechte Hand sei, die sie eben im Begriff steht, zu ergreifen, um im Bunde mit einem zweiten Gatten die Macht zu verstärken, welche die Ausführung ihrer Pläne begünstigen kann. Der Anfall der Schwäche ist vorüber. Ich stehe wieder fest und indem ich mich der Constellation der Verhältnisse füge, indem ich einsehe, daß die rechte Selbstständigkeit aus der rechten Unterwerfung entspringt, bin ich gern gewillt, Euch auf Euern Antrag, Herzog von Brabant, der mir durch Margaretha von Baiern, Eurer Muhme und meiner Mutter kund ward, und dem Euer Erscheinen hierselbst Nachdruck giebt, im Namen meines Volkes, zum Wohl meines Landes, Antwort zu geben. Seid Ihr meiner Meinung, habt Ihr den Muth, auf persönliches Glück, zum Besten des Allgemeinwohles zu verzichten, gebricht es Euch nicht an Kraft, für die Interessen unserer Provinzen die Eures Selbst aufzugeben, keine Opfer zu scheuen an Geld, Ruhm und Bequemlichkeit, um

mit mir vereint, dem hohen Ziele entgegenzugehen, das die Verbesserung aller gegenwärtigen Landeszustände uns zeigt? Wenn Ihr vor keinem Hinderniß zurückschrecken wollt, das unsere Feinde nicht unterlassen werden, uns mit gewappneter Hand entgegenzustellen, wenn Ihr meinem Lande ein gütiger Herr sein wollt, und seiner Regentin ein weiser Freund, sofern dies mit bestem Willen in Eurer Macht steht, so gehe ich auf das Bündniß mit Brabant mit ehrlicher Gesinnung ein. Ihr werdet nicht Liebe fordern, wo die Berechnung handelt, und wo keine nähere Bekanntschaft der Personen, die sich vereinigen wollen, vorangehen durfte, aber Ihr werdet Euch stets der Treue versichert halten dürfen, die ich im Begriff stehe, vor allem Volk Euch öffentlich anzugeloben."

Der Herzog von Brabant hatte nur wenige Worte zur Erwiderung auf Jacobäens Anrede. Die Kälte, die, ihr unbewußt, in ihren Worten gelegen, hatte in dem schlaffen Manne das Feuer gedämpft, das ihre äußere Erscheinung bei ihm angefacht.

„Die Ansprüche, die Ihr an mich erhebt", sagte er, sich die möglichst festeste Haltung gebend, „ehren mich, und ich denke, Ihr sollt meine Wünsche mit

den Euern stets in Uebereinstimmung finden.“ Ein leichtes Hüsteln ließ den Herzog inne halten, und alsobald bemächtigte sich Margaretha des Wortes.

„Der Herzog von Brabant,“ rief sie, „ist viel zu sehr Fürst, um nicht die Ansicht meiner stolzen Tochter zu theilen: daß Länderinteressen allen persönlichen Ansprüchen vorangehen müssen, und es ist aus dieser Gleichheit der Gesinnungen das höchste Wohlbefinden ihrer Unterthanen voraus zu berechnen.“

Der Herzog hatte sich soweit von seinem Hustenanfall erholt, um zu bestätigen, daß Margaretha in seinem eigenen Sinne gesprochen habe, und die Verlobung Jacobäens, der schönsten und kühnsten Fürstin ihrer Zeit, mit dem unbedeutendsten, sittlich verwahrlostesten kränklichen Erben der Herzogthümer von Brabant, wurde noch in derselben Stunde geschlossen. Bald durchlief die Nachricht von Jacobäens bevorstehender Vermählung mit dem Herzog von Brabant das Land. Man redete nun von nichts Anderem, als von den Vortheilen, die daraus für jeden Einzelnen erwachsen könnten, von den Erhöhungen und Verbesserungen, die man erwartete, von den Festen und Spielen, die in Aussicht standen, und überließ sich den ausschweifendsten

Vermuthungen, während die Urheberin dieser Bewegung nach Kraft rang, um zu tragen, was die Verhältnisse ihr auferlegten.

Die fürstlichen Verwandten Jacobäens beeiferten sich, ob dieses neuen Entschlusses ihren Beifall kund zu geben. Daß sie furchtlos ein zweites Ehebündniß eingehen konnte, nachdem das erste so geheimnißvoll und gewaltsam gelöst worden, daß sie den Muth hatte, schon nach so kurzem Witthum eine neue Gattenwahl zu treffen, überraschte und erschreckte Einige, die von ihrem Alleinstehn hatten Vortheil ziehen wollen. Auch durfte der Beistand, den Jacobäa durch die neue Verbindung gewann, nicht zu sehr erstarken; die heimlich genährten Ansprüche ihrer Verwandten sollten sich bald in ernsthafte, kriegerische Anforderungen umwandeln, doch mußte Jacobäa erst sicher gemacht werden, und so war es denn vor allen der ritterliche Herzog von Burgund, welcher sich beeilte, ihr eine feierliche Einladung an seinen Hof, zu Festspiel und Turnier zu senden.

Jacobäa hatte keinen Grund, die galant gebotene Hand des Vetters zurückzuweisen, sich seinem freundschaftlichen Entgegenkommen zu entziehn, und

so nahm sie die Aufforderung an, die sie zum öffentlichen Mittelpunkt der Aufmerksamkeit und Achtungsbezeigung machen sollte. Auch nach England waren die Einladungen zum burgundischen Kampfspiel gesendet worden und hatten daselbst keine ungünstige Aufnahme gefunden. Holland stand in seiner Entwickelung der brittischen Insel als Nebenbuhler gegenüber, seine Handelsverbindungen begannen weiter zu greifen, als England vorausgesehen, seine Erfindungen, seine gesunde Thätigkeit, die Zeit und Mittel nicht an Unnützes verschwendete, hatte die Aufmerksamkeit des Nachbarstaates erregt und seine Achtung gewonnen. Es galt hier, entweder als entschiedener Gegner, oder als entschiedner Verbündeter sich zu zeigen, und da aus letzterem Verhältniß mehr Gewinn für den Augenblick zu ziehen war, so zögerte England nicht, sich ebenfalls an den Vermählungsfeierlichkeiten der Gräfin von Holland mit dem Herzog von Brabant zu betheiligen. Der Herzog von Glocester hatte die Einladung Philipp's von Burgund um so lieber angenommen, da ein gleich ihm äußerlich bevorzugter Mann überall auffallen mußte als siegender Held, wo er es für gut fand, sich zu zeigen, und das stolze England

sich in keiner bessern Weise bei irgend welchem öffentlichen Auftreten repräsentirt sehn konnte, als durch ihn.

Das englische Schiff, welches die Theilnehmer am Turnier und Festspiel über See führte, hatte den ersten Kampf zu bestehn. Vom heftigen Sturm gepackt und verschlagen, trieb es nach vergeblichem Widerstand gegen das aufgeregte Element, dem kleinen Stranddorfe zu, in welchem der Knoten dieses Drama's geschürzt wurde.

Hier und da traf man zu jener Zeit in den holländischen Dörfern Menschen aus allen Weltgegenden, von allen Nationen, denn nicht allein die Festlichkeiten zu Burgund, auch der große Jahrmarkt zu Brügge, der mit jenen zusammentraf, hatte eine bunte Menge verschiedenen Volkes auf niederländischem Boden zusammengeführt. Der sonst mehr einförmige Verkehr in den Provinzen gewann durch die Verschiedenheit der Trachten, Sprachen und Sitten die mannigfachste Anziehungskraft für die Sinne. Die Anregungen, welche damit in das kleine Land gebracht wurden, übten ihren schöpferischen Einfluß auf alle Keime seiner Betriebsamkeit, und es konnte wohl zum Stolz und zur Ehre eines jungen, küh-

nen Weibes gereichen, über das aufblühende Land das Scepter schwingen zu dürfen, und Theil zu haben an der allgemeinen Anerkennung, die es erwarb.

Das sagte sich Jacobäa mit Selbsterhebung, dennoch — litt sie tiefe Qualen unter der Maske der Befriedigung, welche das Schicksal ihr aufnöthigte. Für Viele leben und dennoch allein stehen, das Herz verleugnen und doch das Herzblut opfern, das Kühne fordern und doch nach dem Weichen Verlangen tragen, das Große in Selbstverleugnung anstreben, und doch der fordernden Natur Gehör geben, das waren die schneidenden Gegensätze, welche das innere Leben Jacobäa's unter namenlosen Selbstvorwürfen zu zerrütten drohten.

In keiner Epoche der Culturgeschichte that die holländische Kunst einen so bedeutenden Schritt aus der Kindheit in das reifere Alter, als in der unter Wilhelm des Sechsten und seiner Tochter Regierung.

Nicht allein, daß der Handel mit Italien, in dem sich die ersten Keime einer neuen Blüthe reizvoll entwickelten, den Geschmack der Niederländer läuterte und erweiterte, nein, auch im Herzen des Landes selbst regte sich der schaffende Genius.

Der Hof des Herzogs von Burgund war der befruchtende Mittelpunkt der verschiedenartigsten künstlerischen Bestrebungen. Was erwuchsen in dem Kreise einer Ritterschaft nicht für Bedürfnisse, indem des Herzogs Prachtliebe alle Erinnerungen einer glänzenden Vorzeit wieder erweckte. Die Mode entfaltete alle ihre wechselnden und immer gesteigerten Forderungen; bald lernte der feinere Sinn nach den ächten Kindern meisterhafter Schöpfung verlangen. In den Ritterdamen selbst erwachte der Wunsch eigener Kunstleistungen. Der Geist der Poesie, in den Kreuzzügen aus einem nicht zu erstickenden Bedürfniß nach Abenteuern geboren, begann neue Blüthen und Früchte zu treiben und seine belaubten Zweige über das ganze Land zu breiten. Die Malerei errang schnell eine ideal-weltgeschichtliche Höhe.

Johann van Eyck war es vor Allen, der, mit seinen Schülern emsig arbeitend, die Kunst aus ihrem Verfall erhob. Sein erster Sieg war die heitere, ungetrübte Frische des vollen Tageslichtes, die er auszudrücken gewußt, und wie der Lichtstrahl, welcher auf seiner „Verkündigung Mariä" durch das geöffnete Fenster dringt, und dessen Wärme man zu

fühlen meint, also drang das Licht seiner Kunst, gleich einem Gotteslichte erwärmend und aufklärend, in sein heimathliches Land.

Ehe wir zu dem Meister treten, um ihm in seiner christlichen Künstlerwerkstatt unsere Ehrfurcht zu bezeigen, wollen wir zuvor in seinem Hause ein anderes Zimmer aufsuchen, in welchem wir ein junges, ernstes Weib mit dem Entwurf einer Zeichnung beschäftigt finden. Es erinnert uns, selbst durch die Farbe seiner Gewänder, an jene Maria, die in des Meisters Werkstatt die göttliche Botschaft empfängt; auch der goldene Strahl, den van Eyck der Sonne geraubt zu haben scheint, um ihn auf seinem Gemälde festzuhalten, auch er brach durch die Fensterscheiben, um einen Lichtkranz um das Haupt des Mädchens zu flechten, in welchem wir die Schwester des Meisters kennen lernen.

Obwohl Margaretha van Eyck's Formen nicht jene normale Vollendung, jene Zartheit und Weihe haben, wie die der göttlichen Mutter auf dem Bilde, denn sie ist nicht schön nach den Gesetzen der Kunst, weil sie mehr kraftvoll männlich, als weiblich zart gebildet, so ist sie doch fesselnd für den Blick des Psychologen; die Verklärung durch Milde, welche

ihre Seele dem Körper gegeben, die Haltung der Würde, welche in der Demuth wurzelt, geben ihr jene Aehnlichkeit mit dem Marienbilde, welche der Bruder zu übertragen wußte.

Wir finden Margaretha mit Zeichnen beschäftigt. Sie betrachtet ihre Arbeit, welche eine sinnbildliche Darstellung, wie man sie in jenen Tagen liebte, war. Ein Jüngling, welcher den Bogen spannen lernt und seine ersten Pfeile abschießen will; die Scheibe, nach welcher sein Auge sieht und zielt, stellt einen Kreis von Bildern dar: Die Rose, den Sporn, das Schwert, ein Flügelpaar, einen Meißel, ein Schiff und andere. Wohin strebt des Jünglings Sinn? Ist es die Liebe, die Ehre, die Tapferkeit, der Ruhm, die Kunst, die Entdeckungslust — er steht unschlüssig, der Stift der Zeichnerin schwebt über dem Blatt, ihr Blick ruht sinnend auf der Gestalt des Schützen. Sie kennt ihn, sie weiß ihn an den Eingängen des Lebens, wie er die Rose brechen, wie er dem Adler folgen möchte nach der Sonne und auf dem segelfertigen Schiff das Meer durchstreichen. Noch sind die Lebenswürfel dieses Jünglings nicht gefallen, und die; welche sein Horoskop stellen möchte, weiß nicht, was sie

für ihn wünschen soll. Sie ward des längern Schwankens überhoben, eine Thür drehte sich in ihren Angeln, und ein Mann in schwarzem, wallendem Rock, ein Bild in den Händen, trat zu ihr ein, Bestürzung und Unmuth in den Zügen. Es war Meister van Eyck selbst.

„Seht nur, Margaretha, seht nur, wie geborsten die Farben sind, wie zerrissen das ganze Bild ist, als sei es von Glas und in tausend Splitter gebrochen!“

„Ihr seid daran selbst Schuld, Bruder, Ihr habt es zu lange der Sonne ausgesetzt, die Sonne rächt sich an Euch für den Raub, den Ihr an ihrer Glorie begangen.“

„Ihr habt immer einen Trost in Bereitschaft, wo unser Einem das Licht des Verstandes ausgeblasen scheint. Aber etwas mehr oder weniger Hitze wird's nicht thun, ich zweifle immer mehr, daß mit den Oelfarben etwas anzufangen ist, sie werden niemals völlig brauchbar werden, früher oder später zerbröckelt das schönste Bild. Wir hätten bei der alten Art bleiben sollen.“

Margaretha lächelte über die Hitze des Meisters.

„Wie mögt Ihr so rasch den Muth verlieren, lieber Bruder, da Euch schon so manches Wagestück

des Pinsels gelang," sagte sie, „prüft eine andere Mischung und gebt der Sonne eine kürzere Frist, um ihr Werk zu vollenden. Laßt uns überlegen, was an der Zerstörung Schuld sein kann, und wie ihr ein anderes Mal vorzubeugen sei; laßt uns sogleich den Firniß untersuchen, zerlegen und einen neuen bereiten. Wißt Ihr noch, wie es mit dem hellen Luftblau war, da Ihr den Goldgrund nicht mehr gelten lassen wolltet, wie lange wir da gesucht, gemischt und gerieben?"

Margaretha van Eyck hatte schon früh bei allen ihren Unternehmungen jene Zähigkeit und Ausdauer bewiesen und jene ungemeine Anstelligkeit und Geschicklichkeit zum Technischen aller Art, welche den Holländer im Allgemeinen auszeichnen; in des Meisters Adern rollte mehr flamländisch Blut; dabei entschieden, unternahm er das Kühnste, entwarf er das Großartigste, gleichwohl ließ sein fliegender Geist sich dennoch vom leisesten Einwurf für Augenblicke zurückdrängen und entmuthigen. Margaretha hielt statt seiner Stand, Margaretha mit dem unbeugsamen Willen und dem warmen, tieffühlenden Herzen. Ihr Charakter hatte sich gewissermaßen im Kampf mit des Bruders Beweglichkeit befestigt, wie des

Ruderers Arm am unruhigen Schlag der Wellen erstarkt.

Noch waren die Geschwister mit dem Ablösen des geborstenen Firnisses beschäftigt, der die erste Probe einer ganz neuen Erfindung in der Malerei bildete, als dem Meister ein Besuch gemeldet ward, der in seiner Werkstatt warte und Nachrichten vom Burgundischen Hofe bringe.

Eyck sah auf seine betünchten Hände, seinen besprenkelten Talar und auf die unvollendete Arbeit; es verdroß ihn, sie verlassen zu müssen, dabei gestört zu werden, und ehe er noch ein Wort über die Lippen gebracht, wußte Margaretha, was er wünschte.

„Ich will an Eurer Statt die Botschaft in Empfang nehmen," sagte sie, „erlauben es Anstand und Sitte."

„Geht, geht," erwiderte van Eyck, ohne in seiner Arbeit inne zu halten; „was wird es sein? Irgend eine Bestellung von Brabant her zur Vermählungsfeier; aber ich habe keine Zeit für Wände und Tapeten. Es drückt mir das Herz ab, daß ich Euren Liebling nicht beenden kann."

Margaretha lächelte, wie vordem, da sie den Bruder die Sonne schmähen hörte, und verließ,

noch einen flüchtigen Blick auf ihr Gewand werfend, das Zimmer. Sie hatte nicht vermuthet, in des Bruders Gemach grade Den zu finden, mit dessen Zukunft sie sich während dieses Morgens so eifrig beschäftigt. Ihr Herz klopfte vor Freude, während sie ein edles, jugendliches Männer-Profil mit Maler- und Frauenaugen betrachtete.

Der junge Mann sah auf die Verkündigung Mariä; wohl mochte auch ihn die Aehnlichkeit, welche die göttliche Jungfrau mit der irdischen hatte, die nun neben ihm stand, beschäftigen.

„Willkommen, Frank von Borsel," redete diese ihn an, „ich bin überrascht, Euch hier zu treffen, da ich Euch bei den Festordnungen zu Gent beschäftigt glaubte."

„Ihr meint damit doch nicht, daß ich mein Leben hindurch geneigt sei, zu spielen," erwiderte der Jüngling mit flüchtigem Roth auf den Wangen.

„Einer wie der Andere," sagte Margaretha, „gleich seid Ihr erhitzt bis zum Funkensprühen."

„Darf ich wissen, mit wem Ihr mich vergleicht," fragte Frank.

„Noch nicht beruhigt? Mit meinem eige-

nen Bruder, ein Vergleich, den Ihr allenfalls gestatten werdet."

„Ihr fahrt fort, mich zu schelten, aber es thut nichts, Ihr seht mild und wahr dabei aus, wie jene Gottesmutter auf dem Bilde; man könnte Euch anbeten, wie die Maria."

„Ihr lästert," erwiderte Margaretha; „ein menschlich Wesen und ein Madonnenbild wollen verschiedene Empfindungen."

Des Jünglings Blicke suchten jenes Bild wieder; die Farbenpracht daran entzückte ihn. Niemals glaubte er Aehnliches gesehen zu haben, und nachdem er seine tiefe Verehrung für den Meister ausgesprochen, knüpfte er daran seinen Auftrag von Herzog Philipp.

„Mein Bruder soll an den Hof!" rief Margaretha ein wenig erschreckt; dennoch konnte sie eine freudige Wallung nicht unterdrücken, bei dem Gedanken, an der Seite Johann's die Ehren und Auszeichnungen zu theilen, die seiner warteten, — und ging doch auch Frank dorthin. Seit einer Reihe von Jahren mit diesem befreundet, war gleichwohl eine längere Zeit vergangen, in welcher beide einander nicht sahen. Frank hatte in dieser Zeit Reisen ge-

macht, er war in England gewesen, und hatte sich an des Herzogs von Burgund Hofe aufgehalten, hatte manch' Abenteuer erlebt, war um manche Erfahrung reicher geworden und es fand zum ersten Mal ein förmlicheres Benehmen, als je zuvor, zwischen ihn und Margarethen statt. Frank war zum Mann gereift, die Schwester van Eyck's hatte die erste Blüthe ihrer Jugend abgestreift, und ein ernster Ton, der die frühere Unbefangenheit nicht mehr gestatten wollte, sprach sich in Wort und Wesen Beider aus.

„Ich bin wohl etwas bestürzt," sagte sie; „es häufen sich so mannigfache Geschäfte vor mir. Denkt, daß ich morgen zu Harlem sein muß, um der Gräfin von Holland, an der Spitze von hundert Jungfrauen, den großen Teppich, unser Hochzeitsgeschenk, zu überreichen."

„Sagtet Ihr nicht früher, daß Ihr selber die Muster zu diesem Teppich entworfen, und daß Ihr damit den ersten Preis der Kunst errungen? Es versucht mich, dieses Meisterwerk, von so viel geschickten Händen vollendet, und von einem so erfindungsreichen Kopfe, wie dem Euern, erdacht, selber in Augenschein zu nehmen und bei der Ueberreichung des Teppichs gegenwärtig zu sein."

Margaretha machte eine Bewegung der Unruhe, und Frank gab dieser eine falsche Deutung. „Glaubt, oder vielmehr fürchtet nicht, daß ich darüber meine Pflichten versäumen werde, und des Meisters entscheidendes Wort zu spät an den Hof gelangen könnte; ich habe auch eine Botschaft an die Gräfin von Holland, und wenn es Euch genehm ist, so geleite ich Euch selber die Strecke Weges.“

„Ich könnte mich sicherer Obhut nicht überlassen, dennoch habt Dank, Frank von Borsel, ich gehe mit den Frauen unserer Stadt.“

„Ihr wickelt Eure Pillen in Goldpapier, Margaretha van Eyck, und laßt mich's fast bedauern, daß noch kein graues Haar auf meinem Scheitel wächst.“

„Denkt darüber, wie Ihr wollt. Selten noch gereichte seine Jugend einem Menschen zum Vorwurf, und fast möchte ich glauben, daß Ihr absichtlich meinen Worten eine falsche Deutung zu geben sucht.“

Frank ieß sich auf ein Knie vor Margarethen nieder. „Verzeihung,“ sagte er, „und Maria Margaretha, gebt mir Euern Segen, dann soll es nicht lange währen, und der Freund wird als gehar-

nischter Mann die erste Beute seines Muthes Euch zu Füßen legen."

Margaretha ließ ihre feine weiße Hand auf den vollen braunen Locken Frank's ruhen.

„Treue dem Vaterlande, Treue dem Fürsten, und Treue der Liebe!" fügte sie weichen Tones hinzu.

„Ich bin geweiht durch die Edelste ihres Geschlechts," erwiderte Frank, sich erhebend. Er hatte Margaretha nicht berührt, und sah ihr jetzt strahlenden, offnen Auges in's Antlitz. Wie ging es zu, daß sie vor diesem Blicke tiefster Anerkennung ihres Werthes fast erschrak? —

Der Meister selber kam, sie von diesem peinlichen Gefühl zu erlösen. Er nahm die Botschaft Frank's mit unverkennbarem Wohlgefallen entgegen und die Ausführung des großen Werkes, das er in Gedanken trug, ward einstweilen in eine spätere Zeit verwiesen.

Drei Jahre waren verstrichen, seit die niederländischen Frauen jenen Teppich begonnen, welcher der Gräfin Jacobäa als Hochzeitsgeschenk übergeben werden sollte, und die Arbeiterinnen hatten sich heute zusammengefunden, um ihr Werk, an welchem mancher

Seufzer der Ungeduld haftete, in welches manche Thräne des Schmerzes hineingestickt war, seiner Bestimmung zu übergeben.

Während sie das Product ihres Fleißes umstanden, suchten sie mit den Augen jene Stellen auf, an denen sie mit besonderer Freude oder Muthlosigkeit gestickt, wo so mancher Fehler begraben lag, den das fremde unwissende Auge nicht zu entdecken vermochte, und den sie selber jetzt Mühe hatten aufzufinden.

Das Ganze machte einen guten Eindruck. Es kam nicht auf unbedeutende Einzelnheiten dabei an. Die Farben waren frisch und lebhaft, zuweilen grell, indeß der revoltirende Geschmack der Tadler war leicht zu beschwichtigen; die Stiche lagen glatt nebeneinander, so ebenmäßig, als wären sie von einer und derselben Hand gemacht.

Der Teppich war das Bild eines guten Staates; die verschiedensten Farben, Stiche, Knoten bildeten ein harmonisches Gesammtwerk.

„Wie Vieles liegt nicht im Schooße der drei Jahre," sagte Eines der Mädchen," da die ersten Nadeln und Faden diesen Grund auszufüllen begannen, wie überschätzten wir doch damals unsere

Kräfte, da wir meinten, der Herzogin von Touraine unser Werk als Geschenk überreichen zu können."

„Es hat viel gestürmt seitdem in dem Leben der Gräfin, der Tod hat hier und da eine Blume von ihrem Wege genommen."

„Möchte sie jetzt glücklich bleiben!"

„Sie wird es vielleicht niemals sein. Wem gelüstete von uns statt ihrer mit dem Herzog von Brabant an den Altar zu treten?"

Ein Murmeln allgemeiner Zustimmung lief durch die Reihen der Mädchen; welches Bild eines Verlobten oder Geliebten auch jede im Herzen trug, mit keinem hielt der Herzog nur einen Vergleich aus.

„Sie ist doch wohl sehr unglücklich," seufzte die schöne Braut eines frischen, hellblonden Kriegers.

„Es ist ja ihr freier Wille," sagte eine Andere, „glaubt nur, die Fürstinnen sind anders, als wir; sie kleiden sich anders, sie essen und trinken anders, und lieben auch anders."

„Ich glaube, sie werden ohne Herz geboren," flüsterte die Erste.

„Ich meine, sie bringen eine kleine Krone mit auf die Welt, und die wächst so lange, bis sie

ihnen endlich vor allem Volk auf den Kopf gesetzt wird."

„Redet doch nicht so viel unkluges Zeug, denkt lieber daran, wie wir den Teppich in rechter Weise überreichen können! Wer wird als Sprecherin hervortreten wollen, keine von Allen denen gewiß, die eben noch so laut das Wort geführt."

„Wir warten noch auf Margaretha van Eyck, sie allein versteht die Bildereien auszulegen."

„Wenn sie nicht käme, wäre die Freude verdorben. Margaretha hatte die Zeichnungen entworfen, und obwohl diese Jahre lang Gegenstand des Hin- und Hersprechens bei der Arbeit gewesen, war ihr Zusammenhang doch kaum in einem der vielen Köpfchen völlig in's Klare gebracht."

„Wißt Ihr, was die Frau in der Mitte bedeutet, mit der Spindel und dem gesponnenen Flachs?"

„Das ist der Fleiß."

„Nein, die Kunst."

„Alles nicht! Es ist die Zeit, die ihren ewigen Faden spinnt."

„Die Zeit? Aber was wollen die kleinen Kinder mit den rothen Backen, die zu ihren Füßen sitzen?"

„Das sind die Kinderjahre Jacobäa's, die sie frisch und gesund verlebt. Seht Ihr, weiter unten da kommen ihre Lehrer: da kommt der Muth und sie muß das erste Pferd besteigen lernen."

„Und auf der andern Seite steht das blinde Weib mit der Wagschale; das ist die Gerechtigkeit, die sie das Gleichgewicht erhalten lehrt."

„Und dann die Frau in dem blauen Gewande mit dem glänzenden Schwert, das ist die Tapferkeit, oder die Freiheit, wie Ihr wollt; neben ihr steht der Ruhm mit der langen Posaune."

„Das Schiff in der linken Ecke, mit den Flaggen und Segeln, das bedeutet den Handel der vier Provinzen, den Jacobäa beschützen und erweitern wird; drüben rechts ist eine Jagd, damit auch Vergnügen neben der Arbeit sei, die Erfindung und die Geduld stehen auf den andern beiden Zipfeln."

Die jungen Mädchen redeten laut durcheinander, sie wollten immer neue Vergleiche finden und erklären, und ihre Geschicklichkeit dabei in's rechte Licht stellen, das eine bei Verfertigung des Sattelzeuges für das erste Streitroß der Gräfin, das andre beim Geweih des Hirsches, den eine Meute Hunde verfolgt, das dritte bei der Goldverzierung der gehar-

nischten Tapferkeit. Noch tönten die frischen Stimmen laut durcheinander, als die Nachricht von Margarethens Ankunft, und daß sogleich der Augenblick da sein werde, wo das Werk überreicht werden sollte, sie verstummen machte.

Margaretha van Eyck trat ein. Sie sah ernst aus, als sei eine Besorgniß durch ihre Seele gezogen, der Ton ihrer Stimme aber, mit welchem sie die Jungfrauen anredete, war ruhig.

„Ich habe persönlich bei der Gräfin von Holland die Erlaubniß nachgesucht, ihr diese Arbeit Eurer Hände zu Füßen legen zu können," sagte sie, „und sie ist bereit, Euch sogleich zu empfangen; laßt uns demnach den Zug ordnen. Den Korb, in dem wir den Teppich, zusammengerollt, weiter schaffen wollen, werden zwei Knaben Euch vorantragen. Vierzehn Tage lang wird Eure Arbeit ein Schaustück, den Blicken der Bewunderung ausgestellt sein, nachdem sie zuvor auf den Stufen der Kirche geprangt, in welcher die Gräfin von Holland den priesterlichen Segen zu ihrer zweiten Verbindung empfangen soll."

Margaretha rief die Namen der Arbeiterinnen auf und stellte sich an die Spitze des Zuges. Sie

war nicht die Aelteste, nicht die Schönste, auch nicht die Reichste unter den Versammelten, aber man diente und gehorchte ihr ohne Widerstreben.

Jacobäa sah sinnend dem Zuge entgegen, der sich die Straße herauf, dem Schlosse zu bewegte, an dessen Fenster sie stand.

In scheuer Ehrerbietung, wenige Schritte rückwärts, wartete Frank von Borsel auf eine Entscheidung der Gräfin. Vor einer Stunde etwa hatte ihn Margaretha van Eyck vor Jacobäen auf den Knieen gefunden, und ihre Ankunft ihn sich zurückziehen heißen; nun er wieder gekommen war, schien sie ihm zum zweiten Mal die Aufmerksamkeit Jacobäa's rauben zu wollen.

Diese erinnerte sich indeß noch zu rechter Zeit seiner Gegenwart, die Gefühle des jungen Mannes in bittern Unmuth gegen Diejenige leicht hätten gekehrt werden können, die auf eine andere Empfindung in Frank von Borsel's Herzen Anspruch machte.

„Bringt Herzog Philipp meinen Gruß," sagte Jacobäa, sich rasch zu Frank umwendend, als sei plötzlich ein Entschluß in ihr zur Reife gekommen, „und meldet ihm den Besuch der Herzogin von Brabant, so-

bald die Gräfin von Holland an der Seite ihres Gemahls die Hauptstadt ihrer Provinzen gesehn. Sie hat zu viel Mährchenhaftes von der Pracht des Burgundischen Hofes gehört, um daran glauben zu können, darum wünscht sie mit eigenen Augen zu sehen, ehe ihr Blick geschwächt oder getrübt wird."

Sie war dem jungen Borsel mit diesen Worten ein Paar Schritte näher getreten, er ihr ein Paar entgegen gekommen, und der helle, volle Glanz ihrer blauen Augen goß sein Zauberlicht in die Seele des Ritters. Es war etwas unbewußt Mächtiges in diesem Blick: nicht der Wunsch zu siegen, zu herrschen, zu demüthigen, nur eine klare, reine Hoheit; ja diese Augen waren noch ungetrübt und ungeschwächt, und dennoch hatten sie schon so bittere Thränen geweint.

„Seid unser Herold im freundlichsten Sinne des Worts," fuhr Jacobäa scherzend fort, „seid gerecht in Eurem Lobe und Tadel und bereitet uns damit einen guten Empfang."

Zum zweiten Male kniete Frank vor Jacobäa, zum zweiten Mal an diesem Morgen berührten seine Lippen die kleine Hand, die schon ein Schwert geführt, und zum zweiten Male unterbrach Marga-

retha van Eyck dieses Zusammensein der Herrin mit ihrem Vasallen.

„Ah, da kommen meine niederländischen Künstlerinnen,“ rief ihnen Jacobäa laut entgegen, und sich von Frank zu jenen wendend, ließ sie den jungen Mann in der gebeugten Stellung, ohne ihn zu verabschieden.

Frank blieb einen Augenblick an den Boden gebannt, sein Blick haftete noch an der Stelle, die Jacobäens Fuß berührte, eine blaue Schleife, die sie an ihrer Brust getragen, und die herabgefallen, war als Pfand ihrer Gegenwart zurückgeblieben. Er nahm sie mit sich und verließ das Gemach, während die Teppichstickerinnen mit ihrer Anführerin durch eine andere Thür eintraten.

Margaretha hatte Alles bemerkt: den Handkuß, den Raub, die Geberde des Unmuths bei ihrer Erscheinung. Sie kannte Frank zu gut, um nicht zu wissen, was sie zu fürchten habe. Es war eine Verwandlung mit ihm vorgegangen. Er hatte es zum ersten Mal vermieden, ihrem Auge zu begegnen. Frank stand im Begriff sein Schicksal herauszufordern, und Margaretha konnte nichts thun, ihn zu retten.

Wer sie in diesem Augenblick vor Jacobäa treten sah, hätte glauben können, es seien Schüchternheit und Bangen, die sie zittern und bleich machten, es war aber etwas Anderes, als eigene Zaghaftigkeit, es war eine Wahrnehmung, von der Jacobäa nichts ahnete, als sie das ihr überbrachte Werk des Kunstfleißes mit großem Wohlgefallen empfing.

Zu Harlem finden wir in den Tagen, welche der Vermählung Jacobäa's vorangingen, die lebhafteste Aufregung. Die breiten Straßen, an denen die Häuser gleichmäßig gebaut, sich in großer Sauberkeit hinreihten, waren angefüllt von Neugierigen aller Klassen, welche sich an dem bunten, geputzten Bilde der Stadt nicht satt sehen konnten. Vom Rathhausthurme herab wehten die Landesfahnen, auf den Kanälen, welche die Straße durchschneiden, zogen Böte mit Musik, aus den Fenstern hingen Teppiche in allen Farben, die Läden, namentlich die großen Damast- und Sammetwaarenlager, welche sich zu jener Zeit auszeichneten, waren pompvoll ausgeschmückt, an den Schaufenstern hingen die berühmt gewordenen Silber- und Goldstickereien der Brabanter Fabriken aus, und zogen Gruppen von

Gaffern an. Was die holländische Blumenzucht hervorzubringen vermochte, prangte auf Balkonen und Tribünen, und was immer eine Augenweide zu bieten im Stande, war von dem vergnügten Harlemer, welcher zum zweiten Mal binnen Kurzem die Pforten seiner Kirche öffnen durfte, um an ihrem Altar die schöne Herrin einem ebenbürtigen Gemahl angetraut zu sehen, hervorgeholt und ausgestellt worden. Unter allen Häusern Harlems zeichnete sich das des ehrsamen Laurentius Jansen vornehmlich aus; nicht durch Pracht und Eleganz, sondern durch den originellen Geschmack des Besitzers. Wir sehen diesen selbst in einem salatgrünen langen Rock, eine turbanartige Mütze auf dem Kopf, gleich einem Pascha, auf dem Vorplatz seines Hauses, der in zierliche Rabatten zerlegt war, auf- und abgehen, und bald hier, bald dort stehen bleiben, um einzelne Worte der Bewunderung und des Beifalls an seine botanischen Zöglinge zu richten, die ihn in bunter Farbenpracht umgaben.

Er war der Erste, dem es gelungen, die volle dunkelrothe Päonie in seinem Garten zur Blüthe zu bringen, die von den gelb und lila gesprenkelten Tulpen umgeben, wie ein König im Purpurmantel

unter einer Schaar von Hoflakaien stand. Die Straße, in welcher Jansens Haus gelegen, war seitdem mehr besucht, als je zuvor, und selten ging man an dem Garten vorüber, ohne eine neue Pflanze oder Anlage, eine künstliche Wasserleitung, oder sonstige Erfindung des Besitzers anzustaunen.

Jansen galt weit und breit für den originellsten Kopf, den geschicktesten Arbeiter und den sonderbarsten Kauz zu gleicher Zeit; kaum gab es einen Menschen, der ihn nicht lieb gehabt, unter den Vielen, die gezwungen waren, ihn zu bewundern. Sein Haus nannte man ein Raritätenkabinet, und seinen Garten ein Stückchen Zauberwelt, dessen Eingang zwei steinerne Sphynxe von ungeheurer Größe bewachten.

Während Jansen mit seinen Blumen, sich selbst antwortend, Unterhaltungen pflog, kreischten hinter den Fenstern des Hauses ein Dutzend Papageien, Kakadus und Sympathievögel ihm einen guten Morgen zu, und ungeduldig wandte er sich zuweilen nach diesen gefiederten Lieblingen, um ihnen zu sagen, daß er beschäftigt sei, daß sie warten möchten, daß er ihnen später viel erzählen und einen neuen Blumennamen sie lehren würde, wenn sie geduldig wä-

ren. Die Vögel wußten alle Pflanzen zu nennen, die in Jansens Garten blühten. Er war der Ansicht: mit dem Namen komme der Begriff und mit dem Begriff das Interesse.

Während Jansen plaudernd sich in seiner Vogel- und Blumenwelt hin und her bewegte, war sein Diener Faustus in einer kleinen, von einem japanischen Dache bedeckten Laube damit beschäftigt, rothen und goldenen Sand aus großen Gefäßen in kleinere trichterförmige Becher zu schütten.

Jansen war schon zu wiederholten Malen an der Laube vorübergeschritten, ohne daß Faustus sich darum gekümmert, der seine ganze Aufmerksamkeit dem Rinnen der kleinen Körner zugewendet hatte.

Endlich riß dem Herrn die Geduld. Er stellte sich in vorwurfsvoller Weise vor den, in Beobachtungen versunkenen Diener.

„Wie lange werdet Ihr noch also spielen?" redete er, einen barschen Ton erzwingend, ihn an, „bedenkt, daß der Morgen herauf steigt, daß der Kirchplatz noch bestreut werden soll, und daß die Feier der Einsegnung auf die eilfte Stunde festgesetzt ist."

„Wer kann an Stunden denken," erwiderte der Diener, flüchtig aufblickend, und die Augen dann

wieder an den Sand, der ihm über die Finger rieselte, heftete, „wer kann an Stunden denken, wenn man mit der Ewigkeit spielt?"

„Unsinn!" rief Jansen, „welche Ewigkeit und wer spielt damit?"

„Seht her; ich meinte eben, dieser goldne Sand sei das goldne Zeitalter, und der rothe bedeute Blut und Krieg, und indem ich sie beide so in enger Mischung durch diesen hohlen Glasreifen laufen lasse, da habe ich das Bild der Ewigkeit: Krieg und Sieg, Glanz und Blut, Alles immer Hand in Hand, Eines aus dem Andern hervorgehend, Eines das Andere erzeugend, und niemals ein Ende findend. Glaubt Ihr's, Herr, niemals?"

„Könnt Ihr doch keine Arbeit frisch hinter einander weg machen, ohne dabei an das überspannteste Zeug zu denken!"

„Glaubt Ihr wirklich, daß es niemals ein Ende nimmt?" fuhr Faustus mit sonderbarem Lachen fort. „Nein, glaubt es nicht; seht da, ich lasse den Reifen fallen, er zerbricht und der Sand hört auf zu rinnen."

Jansen griff rasch nach Faustus Arm, um der That vorzubeugen, aber es war bereits zu spät, der

Reifen mit der roth=goldnen Mischung lag in tausend Splittern auf dem Boden.

Jansen wollte schelten, aber Faustus sah ihn so kalten, herausfordernden Blickes an, daß ihm das Wort auf der Zunge erstarb. Dieser Mensch, den er als Lehrling angenommen, beherrschte ihn mit seinem dämonischen Geist und seiner Frechheit.

„Geht," sagte er, sich von ihm wendend, „geht jetzt und thut Eure Pflicht. Ihr wißt, daß Ihr die Tüten mitnehmen müßt, um die Figuren aufzuschütten. Ihr versteht mich doch?"

Ein höhnisches Lächeln flog um die Lippen des Dieners. „Rothe Unterlage," fuhr Jansen fort, „und goldne Sterne darauf; es ist windstill und das Wetter wird aushalten; und dann noch etwas: ich werde einen Strauß schneiden, den bringt Ihr der Schwester des Meisters, der unsere Kirche mit dem Marienbilde geschmückt hat, sie ist gestern hier angekommen und wird der feierlichen Handlung beiwohnen."

Das Lächeln stand noch immer auf Faustus Lippen, während Jansen, mit einer Gartenscheere bewaffnet, nicht ohne Herzklopfen seine Beete der schönsten Zierrathen beraubte. Er wußte es selber

nicht, ob diese raschere Pulsation dem Verlust der geliebten Blumen, oder Margarethen van Eyck galt. Er hätte Faustus darum fragen mögen, der auf Alles eine Antwort gab, wenn ihm dieser Mensch heute nicht besonders widerwärtig gewesen wäre. Faustus nahm den bunten Strauß. „Soll ich ihr vermelden,“ sagte er, „daß sie an der Natur ein Muster nehmen möge für ihre Kunst, und die Farben studire an diesen Blättern, die der Schöpfer der Welt gemalt hat?“

„Ihr mögt ganz und gar schweigen, die Blumen reden für sich,“ erwiderte Jansen, „und will sie Farben studiren, da mag sie ihr schönes blaues Auge, ihr braunes Haar, ihre rothen Lippen und weißen Hände im Spiegel betrachten, dann wird's genug sein.“

Faustus ging, und Jansen begab sich in das Haus, um seine Toilette für die bevorstehende kirchliche Handlung zu ordnen. Ihm selber fiel dabei eine Rolle zu. Bei also seltenen, vornehmlichen Begebenheiten, wie die heutige, war ihm das Küsteramt in dieser Kirche übertragen, das zur damaligen Zeit eine Verrichtung war, der sich die reichsten Edelleute Hollands gern unterzogen, und die als eine besondere Auszeichnung betrachtet wurde.

Daß Meister Jansen dabei mancherlei Nebengedanken beschäftigten, darauf deutete der Strauß, der jetzt in Faustus Händen sich befand, und vielleicht bei der Feierlichkeit an Margarethens Brust prangte.

Der gute, alte Junggeselle hegte von Zeit zu Zeit gar wunderliche Freiersgedanken, die sich nun schon eine gute Reihe von Jahren an ein und dieselbe Person richteten, ohne daß er jemals dazu gelangt wäre, seine Wünsche dieser Person kund zu thun. Er wartete auf einen passenden Augenblick. Bis dahin begnügte er sich mit zarten Aufmerksamkeiten, die er für alle Welt gern hatte.

Daß seine Wahl just auf Margarethen gefallen war, lag mehr in einem zufälligen Zusammenwirken der Verhältnisse, als in der Entschiedenheit seiner Neigung für sie.

Er meinte, nur eine Künstlerin wie sie, sei geschaffen, sein Raritätenkabinet zu bewohnen. Sie galt ihm für ein eben solches Kuriosum auf der höheren Stufe der Menschenkultur, wie die Päonie seines Gartens in der Pflanzenwelt, wie der gekrönte Kakadu unter den Vögeln. Sie fehlte als ergänzendes Juwel in das bunte Lebensmosaik des alternden Herrn, und er betrachtete es als ein be-

sonderes Omen, daß er bei einer Vermählungsfeier abermals mit ihr zusammentreffen sollte.

Es war am eilften Mai des Jahres 1419, daß die Glocken des Harlemer Kirchthurms dumpf und drohend durch die Luft tönten; so wenigstens dünkte es Jacobäen. Schon einmal hatte derselbe drohende erzene Klang sie zum Altare gerufen, schon einmal hatte sie ihre Hand in die eines ungeliebten Gatten gegeben, und anstatt, daß ihr die Feierklänge ein Friedensgeläut erschienen und süße Hoffnungen in ihrem Herzen wach gerufen, führten sie die Gräfin von Holland in die ernste Vergangenheit zurück, kündeten sie ihr eine dunkle Zukunft des Kampfes. Jacobäa war nicht in träumerisches Sinnen verloren, während sie den Herzog von Brabant erwartete, damit er sie zur Kirche geleite, sie ging mit raschen, stolzen Schritten in ihrem Gemache auf und ab, ohne der Dienerinnen zu achten, die ihr bei ihrer Toilette behülflich gewesen waren und sie jetzt mit Blicken der Neugier und Ehrfurcht betrachteten.

Jacobäa's offenes kühnes Gesicht gebot diese Ehrfurcht, ihr strenges Schweigen weckte die Neugierde. Niemals war ihr Herz einer Vertrauten ge-

öffnet; es hatte an dem Sterbebett des Vaters sein Leid gebeichtet, seitdem war es verschwiegen, wie das Grab, in welchem seine Beichte begraben lag. In der Stunde, da die Gräfin von Holland sich zu einer zweiten Verbindung entschloß, hatte sie Verzicht gethan auf die Ansprüche der Jugend, hatte sie den letzten Weheschrei des weiblichen Herzens erstickt. Es war entschieden, daß sie geboren sei, für ein Land, für ein Volk zu streiten, und der bescheidenen Sphäre bürgerlicher Liebe zu entsagen, daß ihr Name im Epos glänzen, nicht die Idylle zieren sollte. Ein fast übermüthiges Lächeln überflog ihr Gesicht, es strömte wunderbares Heldenblut in ihren Adern, es rann ein fieberhaftes Zittern der Erwartung durch ihren Körper. Thatendurst war die Quelle dieses Aufruhrs, so wenigstens glaubte das junge Weib, Sehnsucht nach Ruhm und Ehre. Jacobäa meinte, der Liebe entsagt zu haben, ehe sie ihre Macht kennen gelernt, sie glaubte jeder Versuchung trotzen zu können, ehe sie noch die erste Probe bestanden.

Margaretha von Baiern kam am Arm des Herzogs von Brabant, ihren Gedankenflug zu stören; beim Anblick dieser Beiden verfinsterte sich das eben noch lächelnde Antlitz der Braut, die des künftigen

Gatten vergessen, indem sie des künftigen Ruhmes gedacht, die den Todten eine heilige Erinnerung geweiht und für die Lebenden keine warme Empfindung zu haben vermochte.

Margaretha sah mit dem kühnen Blick des Falken in das erregte Antlitz der Tochter.

„Seht doch, Herzog," redete sie, gegen Johann gewendet, „seht doch die Unruhe Eurer schönen Braut!" Kann es etwas Schmeichelhafteres für Euch geben, als am Morgen des Vermählungstages in solch ungeduldiger Aufregung erwartet zu werden? Reicht der Gräfin Eueren Arm, ein Schwindel scheint sie zu erfassen."

„Nicht doch, Frau Herzogin," erwiderte Jacobäa, „ich stand niemals auf festeren Füßen, als in diesem Augenblick, und werde niemals einer andern Stütze bedürfen, als der Treue meines Volkes. Kommt, Herzog von Brabant, die Glocken rufen uns bereits seit einer halben Stunde, kommt, laßt uns den Küster seines Amtes entheben, damit der Priester das seine verrichte. Jetzt fordere ich selber Eueren Arm, doch nicht zur Stütze, nur weil es die Form so vorschreibt!"

Margarethens Blick jagte gleich einem feurigen

Pfeil der Tochter nach, die, ohne Rückblick auf ihre Geleitschaft, mit dem Herzog das Zimmer verließ, um durch ein Vorgemach zu schreiten, in welchem sich die Edelsten und Vornehmsten ihrer Provinz aufgereiht hatten, um sie zu grüßen und ihr zu folgen.

„Willkommen, Ihr Ritter und Vasallen!" rief sie einige Augenblicke inmitten des Saales stehen bleibend; „die Herzogin von Touraine scheidet von Euch in dieser Stunde, und die Herzogin von Brabant werdet Ihr in nächster wiedersehn; immer aber war und bleibe ich dieselbe Jacobäa von Holland, die ihrem Lande eine unveränderte Liebe und Treue zugewendet hat; die kein Opfer scheuen wird, das Glück dieses Landes zu befestigen, und die, auf den Gehorsam und die Tapferkeit ihrer Unterthanen rechnend, sie zum rühmlichen Ziele zu führen gedenkt. Yselstein, Gorkum, und Ihr, Graf Egmont, ich danke Euch für Eure Dienste; hoffentlich werde ich später Gelegenheit haben, diesen Dank zu wiederholen. Ihr habt mich stets als gerecht gekannt, ich werde es bleiben bis an meines Lebens Ende, ich werde es bleiben, in Glück und Leid, in allen Wechselfällen meiner Regentschaft. Nochmals, ich danke Euch!"

Eine leichte Handbewegung deutete dem an ihrem Arme wandelnden Bräutigam an, daß sie weiterschreiten wolle. Er folgte dieser Bewegung nicht; auch er schien reden zu wollen, Worte von Margarethen dictirt. Jacobäa errieth jedoch rasch genug seine Absicht, um derselben noch zuvorzukommen.

„Wenn wir zurückkehren," flüsterte sie ihm zu, „dann erst seid Ihr mein Gemahl, dann erst kommt es Euch zu, mein Volk anzusprechen."

Sie zog ihn fort und er gehorchte, aber es war nicht ein nachgiebiges Fügen in ihre bessere Einsicht, es war ein unmuthiges Nachgeben aus Mangel an Energie. Dieses Weib will dich beherrschen, dachte er — es soll heute noch seinen Willen haben, dann muß es anders werden. Er glaubte einen Blick des Einverständnisses aus Margarethens Augen in die seinen blitzen zu sehen.

Faustus hatte seine Sache gut genug gemacht. Der Vorplatz der Kirche erschien wie ein mit zierlichen goldenen Sternen auf rothem Grunde gestickter Teppich, und doch war dieser Teppich nur die Arbeit weniger Stunden, welche der leiseste Wind-

stoß vernichten konnte; das Werk längeren Kunstfleißes deckte die Stufen der Kirche, über welche Jacobäa's Fuß leicht dahinglitt. Das Innere des Gebäudes war mit grünen Zweigen geschmückt und mit einer festlichen Menge angefüllt.

Frank von Borsel erwartete Jacobäa in unbeschreiblicher Spannung, die Augen unverwandt nach dem Hauptportal gerichtet, an einen der Pfeiler des Mittelganges gelehnt; sie mußte hier an ihm vorübergehen, er konnte das Rauschen ihres Gewandes, vielleicht ihre Stimme selbst vernehmen, ihr Blick konnte ihn streifen, eine Blume oder ihr Tuch entfiel vielleicht ihrer Hand, und er durfte so glücklich sein, es ihr zurückzugeben, ihr Seidenkleid oder ihren Handschuh zu berühren. —

Während er wie ein Schwärmer von zwanzig Jahren phantasirte, verdüsterten tiefe Schatten der Wehmuth das edle Gesicht Margarethens van Eyck. Sie beobachtete ihren Schützling voll ernster Sorge, während dieser so ausschließlich einer aufregenden Erwartung hingegeben war; sie ahnte dabei nicht, daß sie selber Veranlassung zu sehr ernsthaften Heirathsprojecten gab. Nie zuvor glaubte sich Herr Laurentius Jansen, der glänzend zugestutzte

Küster bei der heutigen Kirchenhandlung, einem festen Entschlusse näher.

Faustus hatte seine Augen überall, er allein wußte was sich an verschiedenen Stellen zu gleicher Zeit zutrug. Niemand war so fein im Errathen Anderer wie er, Niemand hatte so viel Fertigkeit, die Geheimnisse Anderer zu seinem Eigenthum zu machen. Er sah, wie Margarethens Auge sich mehr verdunkelte, wie sie mit zitternder Hand die Blumen Jansens, die sie gedankenlos eine Weile festgehalten, wie sie diese kostbaren, sorgsam aufgepflegten und für sie mit Selbstverleugnung abgeschnittenen Blumen, nachdem sie dieselben ein Paar Mal als Kühlmittel an die glühenden Wangen geführt, zu zerrupfen begann, er beobachtete, wie Jansen majestätischen Schrittes hin und her ging, um die durch Frank gefesselte Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, er sah den jungen Vorsel bleich werden, wie die Marmorsäule, an die er den Kopf gelehnt, beim ersten Posaunenstoß, der Jacobäa's Erscheinung verkündete, er bemerkte, wie seine Wangen bei ihrem Nahen in Feuer erglühten, und wie er unruhig einen Schritt vorwärts that, als sie den Kopf mit dem funkelnden Diadem wandte, ihr Blick

zufällig auf ihn fiel und ihre Lippen gütig lächelten.

Faustus sah auch die Mutter der Gräfin von Holland; er errieth die Worte des boshaften Triumphes, der höhnischen Lust, die auf ihren Lippen lauerten, er sah den Herzog von Brabant sich mit gewaltsamer Anstrengung in die Brust werfen, um dem stolzen Weibe an seiner Seite herausfordernd entgegen zu treten, er ahnte ein Labyrinth von Verwirrungen und Thorheiten, und spann im Geist den leitenden Faden. Er wußte, daß man ihn brauchen werde, und daß man keinen Geschickteren finden könne.

„Glaubt Ihr nicht auch, daß sie die Nelken und Tulpen in süßer Zerstreutheit zerpflückte?“ sagte Jansen, während Faustus ihm mit stummer Dienstfertigkeit die Riemen und Bänder lockerte, mit denen er ein Paar Stunden zuvor seinen Herrn zusammengeschnürt und ihm das Ansehen eines geckenhaften Gesellen gegeben hatte „Da, nehmt mir den Halsfächer ab, daß ich nicht ersticke. Habt Ihr mich doch mit so viel Kram überladen, als sollte ich einen wandernden Jahrmarkt vorstellen. Wie, Ihr saht doch, daß sie“ —

„Die Blumen zerriß und auf den Boden warf," ergänzte Faustus; „ja, es geschah in Zerstreutheit, den Bau der Pflanze schien sie dabei nicht zu studiren."

„So meintet Ihr, sie dachte an etwas Anderes?"

„Ganz gewiß."

„An die feierliche Handlung? Sie ging ernst und ohne jegliche Störung vorüber. Saht Ihr jemals eine Braut, die so stolz und kalt blickte, wie" —

„Die Gräfin von Holland? Nein, sicher nicht!"

„Es ist von Stein, dieses Weib, gut, daß nicht Alle sind, wie diese Jacobäa. Also in Zerstreutheit habe Margaretha van Eyck die Blumen zerpflückt?"

„So schien es. Seht Euch vor, Meister Jansen, das Joch der Ehe dürfte Euerm Nacken nicht leicht werden."

„Ihr meint, daß sie daran gedacht habe, als sie die Blumen" —

„Zerpflückte? Ganz gewiß, und daß sie das Geschick der Gräfin von Holland beklagte. Sie scheint auch nicht glücklich zu sein."

Jansen versank in ein träumerisches Sinnen; wenn man liebt, ist man schüchtern, man wagt den

Gegenstand seiner Liebe nicht anzublicken. „Faustus, meint Ihr, daß sie mich während der heiligen Handlung einmal angesehen?“

„Nicht ein Mal.“

„Sie muß sehr —“

„Liebessinnig gewesen sein,“ ergänzte Faustus. Jansen versank in immer süßere Träume. „Was hieltet Ihr von des Herzogs Worten?“ fragte Faustus nach kleiner Pause, da Jansen nicht Miene machte, aus seinen Phantasien zu erwachen.

Faustus gab sich Jansen gegenüber gern das Ansehn des zu belehrenden Dummkopfes, wenn es ihm daran lag, gewisse Vermuthungen und Gerüchte unter das Volk zu bringen, die er dem vertrauenden Jansen einzuimpfen wußte, der sie gutmüthig weiter plauderte. „Die Worte des Herzogs,“ wiederholte Jansen, als besänne er sich kaum darauf, daß der Herzog überhaupt etwas gesagt.

„Sie schienen mir schwindsüchtig, wie seine ganze Person; für den wird eine geringere Dosis genügen, als für den Ersten.“

„Wie meint Ihr das, Faustus? Ihr scheint von sonderbaren Irrthümern befangen.“

„Ich meine, der Erste starb an Gift, warum

kann das der Zweite nicht auch? Sie wird Vorrath haben."

„Die erste Dosis kam aus Frankreich, Faustus."

„Wie klug Ihr doch seid, Herr, und wo meint Ihr, daß die zweite gemischt werden könnte?"

„Ich habe gar keine Meinung darüber, und Ihr thätet auch besser, zu schweigen und den schreienden Thieren dort ihr Futter aufzuschütten, anstatt" —

„An Thieren wird's versucht, ganz recht," brummte Faustus; „bleibt es im Ganzen doch auch gleich viel, ob man ein Stalllicht oder ein Kirchenlicht ausbläst."

„Faustus, Ihr macht mir Sorge, es fehlt Euch ein Stück am Herzen oder Gehirn, Ihr schwatzet, ohne zu wissen, was. Geht jetzt, und thut, was ich Euch geheißen."

Faustus nahm die Futterbüchse und streute den Vögeln die Körner hin, er nahm die Kanne und tränkte die dürstenden Blumen; aber seine Gedanken waren nicht bei dem, was er that; er dachte der seltsamen Geschichte des Nessusgewandes nach, davon er reden gehört, und wie durch ein solches Gewand, oder einen bloßen Tropfen des Giftes, an der Spitze eines Pfeils, oder im Becher beim Gastmahl, wie

ein ganzes Land dadurch befreit oder in Aufruhr gebracht worden sei; er dachte der kläglichen Größe von also bedrohten Fürsten, des gebrechlichen Ruhms, der leicht erschütterten Triumphe der Eitelkeit, er dachte aller Thorheiten der Welt, und dann — dieses einzigen tödtenden Tropfens; er wußte, daß man diese Tropfen aus Pflanzen pressen könne, die in Jansens Besitz seien, und er beschloß, Versuche zu wagen, die ihn zu den Mächtigsten der Erde steigen lassen konnten. Lebenselixire zu brauen, daran konnte man auch später noch denken, vorläufig mußte man den Tod in seine Gewalt bekommen.

Während Faustus in Gedanken mit Tod und Leben spielte, und Wundertränke aller Art zusammenfiltrirte, ging Jansen, Margaretha van Eyck in seinen Gedanken, den langen Baumgang hinter seinem Hause auf und ab. Seiner Gewohnheit nach mit einem langen Gartenmesser bewaffnet, schritt er heute nicht wie sonst durch diese Baumallee, um einen unzeitigen Schößling, oder einen abgestorbenen Zweig wegzuschneiden; heute hätte man denken können, er sei verzweiflungsvoll zum Selbstmord bereit, so lebhaft waren seine Gesticulationen, so seltsam der Ausdruck seines Gesichts.

Der glatte Stamm einer Buche gab den ausschweifenden Bewegungen seiner Hand, mit der glänzenden Klinge darin, plötzlich eine bestimmte Unterlage. Die Rinde blieb nicht unversehrt, der Baum mußte der Vertraute seiner Empfindungen werden, und bald hatte er ein steifes, riesengroßes M hineingeschnitten. Strahlenden Blickes sah er auf das Werk seiner fühlenden Seele, es genügte nicht, daß dieser Eine Stamm von ihr, seiner Zukünftigen reden sollte, die ganze Allee mußte es. Er zählte die Bäume. Auf den zweiten kam das A., auf den dritten das R., ja, sie reichten aus für Margaretha van Eyck's Namen! Und wenn sie dann hier lustwandeln und wiederfinden würde, überall ihren Namen in unaustilgbaren Schriftzügen — o, das war ein Gedanke!

Aber es konnten auch Andere ihn lesen, ihn auf sich beziehn, es konnten Verwechslungen, Irrthümer daraus erwachsen. Jansen verwarf den, Anfangs mit so viel Gluth erfaßten Plan, und eine neue Idee trat bald an seine Stelle, die ihn bei verschlossenen Thüren die ganze Nacht hindurch arbeiten hieß. Als er sie am nächsten Morgen öffnete, da lagen eine Menge Holzspähne am Boden, und auf

dem Tische ein zweites Abbild jenes ausgeschnittenen großen M. und ein halbvollendetes A.

Faustus sah prüfend auf die Arbeit des Meisters.

„Ihr müßt die Buchstaben zuvor mit Kohle zeichnen, dann wird es Euch besser gelingen, sie auszuschneiden,“ sagte er.

Jansen blickte überrascht zu dem Diener empor.

„Wo nehmt Ihr nur den Schlüssel zu jedem Dinge her?“ fragte er.

„Erst sehe ich mir aufmerksam das Schloß an, und dann mache ich den Schlüssel dazu.“ Herr und Diener arbeiteten darauf gemeinschaftlich an den Buchstaben, ohne eigentlich zu wissen, in welcher Absicht. Faustus wußte nur, daß er für seine Dienste Lohn fordern könne, und daß die Zubereitung von Giften kein Geheimniß für ihn bleiben dürfe.

Margaretha van Eyck saß, den Kopf in die Hand gestützt, in einem kleinen Stübchen zu Harlem und ließ die durchlebten Stunden an sich vorüber ziehn.

Seit langer Zeit hatte sie sich daran gewöhnt, Frank als ihren nächsten Freund zu betrachten. Seine Vergangenheit war ihr bekannt, sie achtete seine Bestrebungen, er war ihr, nächst dem Bruder, das Theuerste auf der Welt, und ein bitteres Gefühl der Zurücksetzung würde sich ihrer bemächtigt haben, wenn sie nicht daran gewöhnt gewesen wäre, mit sich selbst zu rechten, ehe sie eine Anklage gegen einen Andern erhob.

Frank stand in ihren Augen zu hoch, als daß sie ihn einer Verirrung fähig gehalten, aber sie hätte ihm gern jedes Leid erspart, das eine andere Frau ihm bereiten konnte.

Während Margaretha an Frank dachte, bemerkte sie nicht, daß er gegenwärtig war, schon eine kleine Weile neben ihr stand, aber sie in ihrem Nachdenken nicht zu stören wagte. Er that es endlich. „Margaretha," redete er sie an, „wie ich höre, wollt Ihr noch heute fort, und wie ich weiß, verschmäht Ihr meine Begleitung, darum komme ich, von Euch Abschied zu nehmen. Am Hofe Herzog Philipp's werden wir uns wieder treffen." Margaretha sah traurig auf Frank. „Setzt Euch," sagte sie, „und laßt uns die letzten Augenblicke in Ruhe genießen;

denn es wird nicht also bleiben, Frank von Borsel. Wir werden von jetzt an uns unter fremden Menschen gegenüber stehn und einander selber fremd werden. Eitelkeit und Ehrgeiz werden Euch umgeben bei den glänzenden Spielen eines verschwenderischen Hofes, dann vielleicht auf dem blutigen Felde des Krieges, und während ich an meines Bruders Seite den Griffel führen und der Kunst leben will, werden mir Berichte Eurer rühmlichen Tagewerke zukommen. Unsere Wege gehen aus einander, Frank, aber meint darum nicht, daß ich den Euern aus den Augen verlieren könnte, und seid Ihr je einer Frauenhülfe bedürftig, so denkt an mich.“ Frank sah ernst zu Boden. Er mochte etwas auf dem Herzen haben.

Margaretha forderte ihn zum Vertrauen auf, dennoch zögerte er. Sie standen einander eine gute Weile stumm gegenüber. Endlich sprach Frank: „Ihr glaubt mich muthig,“ sagte er, „Ihr seht mich schon Thaten der Wagehalsigkeit verrichten, Ihr hört Kriegsbotschafter Rühmliches von mir berichten, und doch bin ich noch ein furchtsamer Knabe, der es nicht wagt, aufrichtig gegen diejenige zu sein, die ich verehre.“

„So jagt den Knaben fort, und laßt den Mann reden.“

„Margaretha, Eure Hand ist zart und fein, aber sie ist geschickt und mächtig, ich möchte diese Hand um eine Gabe bitten. Ihr wißt, daß es Talismane giebt, die im Leben vor Unheil bewahren, die es weihen können zum Höchsten, sobald wir an die Macht eines solchen Talismans glauben. Margaretha, ich trage diesen Glauben im Herzen, an die Gebieterin und Herrin des Landes, an die kühne, edle Herzogin von Brabant, an Jacobäa von Holland, sie hat einen Aufruf ergehen lassen an ihr Volk, und es wird zu ihr stehn in allen Gefahren ihres Regentenlebens. Vielleicht sind aber dennoch Wenige unter seinen augenblicklich Begeisterten, die mit Geduld und Kraft ausgerüstet, dem Feinde trotzen würden. Ich gehöre zu ihnen, ich weiß es, daß ich ein Leben für Jacobäa zu opfern habe, aber daß, wenn dieses Leben dahin, es vielleicht nicht ersetzt werden könnte.“

„Zeiht mich nicht der Anmaßung, auch nicht der furchtsamen Besorgniß, wenn ich Euch darum angehe, dieses Leben zu schützen für sie, nicht für mich. Gebt mir den Talisman, um den ich Euch

und ihr dienen will, so lange der Tod nicht meine Kraft zerbricht.“

„Ich verstand Euch immer, Frank von Borsel, heute scheint es mir, als ob etwas zwischen uns stünde, und den Sinn Eurer Worte zerstöre, ehe sie in mein Ohr dringen.“

„Gebt mir Jacobäa's Bildniß,“ sagte Frank, „Ihr werdet sie oft, werdet sie täglich sehen und Eurem Griffel wird es gelingen, die Züge voll Majestät und Lieblichkeit nachzubilden, welche die Gräfin von Holland auszeichnen.“

„Und was liegt an der stümperhaften Kopie, wo das Original in strahlender Glorie, Eurer Anbetung werth, vor Euch steht?“

„Es giebt uns die Gewißheit, zu jeder Stunde, in jedem Augenblick der Angst und des Zweifels zu ihr zu flüchten, um mit ihr Zwiesprache halten zu können, sie niemals streng, niemals zurückweisend zu finden, ihr unsere innersten Gedanken mittheilen zu können, und durch die Täuschung —“

„Uns in einen Rausch hinein zu lügen, der vorübergehen muß, wenn er uns nicht zu Grunde richten soll“ — dachte Margaretha, indem sie die lei-

denschaftliche Aufregung des jungen Mannes gewahrte. Sein Blick hing bittend an dem ihren.

„Ihr fordert das Unmögliche," sagte sie, „wie vermag ich ein Versprechen zu geben, bevor ich weiß, ob es mir gelingen wird, Euern Ansprüchen zu genügen."

„Es wird, es muß Euch gelingen, Euch gelang schon mehr als das. Die Bewunderung für die Schönheit wird Euch beseelen, wenn Ihr nur den Versuch wagen wollt, sie nachzubilden." Margaretha antwortete nichts, sie dachte nur ob der seltsamen Launen des Schicksals nach. Sie gerade sollte Frank täglich, stündlich den Weg bereiten, die Frau zu sehen, die er liebte, und um derentwillen sie für ihn fürchtete. War es klug, war es ehrlich gehandelt, gab es keinen Ausweg, mußte sie wirklich dem Verblendeten die Nahrung reichen, daran sein bethörtes Herz zu sättigen?

Ein Klopfen an der Thür unterbrach das Schweigen Margarethens; gleich darauf trat Faustus herein, der einen silbernen Teller mit Früchten und Blumen in den Händen hielt.

Auch Meister van Eyck kam hinzu; er hatte ein Blatt in der Hand. „Während Ihr andächtig in

der Messe gebetet, habe ich eben so andächtig gestohlen!" rief er. „Seht her. Das ist ein Kopf! Keine Madonna, auch keine Königin, aber ein Weib!"

Margarethens und Frank's Blicke fielen auf das Portrait Jacobäens, das der Meister entworfen, dann begegneten sie einander.

„Gebt ihm die Kopie von der Kopie," tönte eine Stimme hinter ihnen; als sie sich umsahen, bemerkten sie, daß Faustus eben das Zimmer verließ.

Meister Jansens Blumen waren als eine Bewerbung des schüchternen Freiers zurückgeblieben.

Auch Frank mußte Abschied nehmen. „Auf Wiedersehen im Waffenkleide!" sagte van Eyck. „Mich soll's freuen, die niederländischen Fechter am Burgundischen Hofe auf die Ritterprobe gestellt zu sehn. Habt Acht, daß Ihr nicht aus dem Sattel gehoben werdet, Frank von Borsel! Ihr seid noch jung und leicht und habt gar hitzig Blut!"

„Will Euch keine Schande bereiten, Meister, Ihr kennt meinen Wahlspruch: „„Eher brechen, als biegen!"" „Lebt wohl für heut; auch Ihr Margaretha, und — gedenket meiner Bitte!"

Die Männer verließen das Mädchen. Van Eyck gab Frank noch ein Stück das Geleit.

„Der Eine reicht mir die Blumen und der Andere die Dornen," sagte Margaretha, „und ich nehme Beides geduldig hin, ohne zu lachen oder zu weinen. Möchte nur Einer glücklich werden."

Sie setzte die Blumen in eine Schaale mit Wasser, verschloß den fein ciselirten Teller in ihrem Schrein und nahm dann den Stift zur Hand, um die leicht hingeworfene Skizze des Bruders auf ein zweites Blatt zu übertragen.

Wo gab es in der Welt einen glänzenderen belebteren Jahrmarkt zur Zeit unserer Geschichte, als den zu Brügge, wo giebt es selbst heute einen ähnlichen, nachdem der Handel, durch Zollverbände und Dampffahrt begünstigt, eines eigentlichen Centralpunktes nicht mehr bedarf, seitdem jedes Land seine Häfen, seine Schifffahrt und Handelsflotten hat. Anders war es im fünfzehnten Jahrhundert, wo Flanderns Marktplatz der Sammelpunkt der verschiedensten Produkte, Menschen und Trachten war, wo vierunddreißig Nationen ihre Handelsrepräsentanten und Producenten zur See herbeiführten, um

in der berühmten Halle von Ypern ihre Einkäufe an flandrischem Tuche zu machen, und ihre eigenen Fabrikationen denen des Landes zur Seite zu stellen.

Da kam das ehrgeizige England und brachte seine Wolle, sein Blei, seine Kohlen und seine Käse, indem es die neugierigen Gourmands zum Vergleiche herbei rief; die holländischen Käse hatten auch ihren Wohlgeschmack, aber sie waren nicht so scharf und pikant wie die von Chesterfield; dafür galt der holländische Hering mehr, als der von Englands Küsten, welcher zur unrechten Zeit eingefangen, und nicht mit holländischer Geduld und Ueberlegung behandelt, sondern Tage lang in Barken zusammengepreßt herumgeführt wurde, bevor man ihn ausnahm.

Der skandinavische und russische Norden schickte das Holz in langen, runden und gespaltenen Stämmen, das ungegerbte und gegerbte Leder, die weichen getigerten Felle, den braunen glänzenden Zobel, den silberhaarigen Eisbärpelz, dem kalten schneeigen Winter zu trotzen.

Der Süden öffnete seine glänzenden Goldarbeiterläden, mit den ausgelegten und mit Edelsteinen

besetzten Waffen, bei Turnieren so hoch geschätzt, er brachte seine rothen, gelben und weißen Wachskerzen, die Kirchen und Häuser zu erleuchten, Spanien rollte seine gefüllten Oelfässer herbei und häufte seine getrockneten Früchte zu hohen Pyramiden auf, seine gesponnene und gewirkte Seide flatterte in langen flockigen Strähnen, und in bauschigen Drapperieen an goldenen Stäben und Ringen, daneben sah man das ewig pulsirende Quecksilber in kleinen und großen Glasglocken.

Frankreich schickte in großen Tonnen den süßen feurigen Wein und das unentbehrliche Salz herzu; Asien und Afrika lieferten die sonstigen Gewürze und Spezereien, die Droguen, den Reis, auch die gesponnene Baumwolle und den zu kleinen Felsen aufgebauten Alaun. Endlich blieb auch Deutschland nicht zurück, es führte das nährende Korn, das starke Eisen, die glänzenden Stahlwaaren und den gekelterten Saft der Reben, den edlen Rheinwein, auf Flanderns Markt.

Wie wogte die Menge hier durch einander, wie wurde Alles geprüft, bewundert und verglichen, und wie in den verschiedensten Sprachen gefeilscht. Armenier in langen bunten Kaftans und rothen ge-

schnürten Stiefeln, Kastilianer und Andalusier, Tartaren und Polen, Ungarn und Böhmen, Alles bunt durcheinander, und der beschauliche Holländer, der feurige Burgunder das Gleichgewicht von Ruhe und Bewegung herstellend.

Wie aber war es gekommen, daß der flandrische Markt zu solcher Ausdehnung und Berühmtheit gelangte, daß der Ruf der belgischen Städte und ihrer Waarenlager so hoch stand? Gewiß gebührte dem Herzog von Burgund der Dank. Philipp versäumte es nicht, während er an seinem Hofe eine neue Ritterschaft bildete, auch dem Handwerkerstande den Weg zum Reichthum zu bahnen; er bewilligte die verschiedensten Privilegien und indem er genau prüfte, was die Interessen des Handels erforderten, legte er ihm die Verpflichtung auf, streng die Vorschriften zu befolgen, welche dem Betrug und Mißkredit die Thüre verschlossen. Alles stand hier unter dem Gesetz: die Anfertigung der Waaren, wie deren Verkauf, und auf diesem Gesetz beruhte der Wohlstand und der Ruf der Städte. Außer der allgemeinen Bewachung jedes einzelnen Handarbeiters durch besoldete Aufseher, war es auch die Stimme des Volkes, welche bei bedeutenden Unternehmungen

ein entscheidendes Wort mit zu reden hatte, da die Gemeinden für die in ihren Kreisen verfertigten Stoffe bürgen und einstehen mußten. In allen flandrischen Städten bestimmte der Magistrat die Stärke der Wolle, ihre Färbung, die Zahl der aufzulegenden Faden, den Lohn der Arbeiter und den Profit des Meisters. Nach vollendetem Werke ward dasselbe geprüft und gemessen, und wenn es allen Forderungen entsprach, so versah man es mit dem Siegel der Stadt und brachte es in die große Tuchhalle, wo der fremde Käufer keinen Betrug zu fürchten hatte.

Diese Hallen durchschnitten die Buden und Läden des übrigen Marktes und schienen die Pulsadern desselben zu sein. Hier strömte Alles zusammen, hier gaben die Lustigmacher ihre Kunststückchen zum Besten, hier balancirten die Gaukler auf schiefliegenden Tonnen, tanzten sarazenische Mädchen auf Kugeln, balancirte ein Herkules einen Stamm, so hoch wie ein Mast, hier gingen Vogelhändler umher mit einem Käfig voll buntgefiederter Schreihälse auf dem Kopfe, Affenführer, Kameeltreiber, Marionettenspieler und Jongleurs, die ihren Mund in einen feuerspeienden Krater umwandelten; nichts von alle Dem

fehlte, was noch heut zu Tage unsere Jahrmärkte, zu Vergnügungsorten und Sammelplätzen der Lust und des Uebermuthes macht.

Durch dieses bunte Meer nie ebbender Fluth sehen wir drei Personen sich gewaltsam Bahn brechen, einen jungen Mann von zwei Frauen gefolgt, die sich eng an einander hielten.

Eben tönte dieselbe Melodie, nach welcher Aischa einst vor dem Publikum tanzte; sie hatte sie wohl funfzig Jahre lang nicht gehört, und doch nicht vergessen. Horchend richtete die Alte den Kopf empor, ihre Füße begannen sich zu bewegen, sie griff mit den Händen in die Luft, als wolle sie sich der Castagnetten bemächtigen, mit welchen sich die Mädchen den Takt zu ihrem Tanze klapperten; ihre Gesichtsfibern zuckten in leidenschaftlicher Aufregung. Die blinde Greisin war im Geiste das sechzehnjährige Mädchen wieder, doch nur für Augenblicke, ein Ton von Elsans Lippen, zitternd und dabei grell, ließ sie plötzlich ihr Kinderleben und die orientalische Heimath vergessen.

„Was ist's?“ fragte sie. „Elsan, Euer Arm fliegt in dem meinen, was giebt Euch Unruhe und Angst,

da Eure Augen doch gewiß vollauf zu thun haben, um das Niegeschaute mit Begier aufzusaugen?"

„Elsan sah von alle Dem nichts; nichts von dem Gold- und Silbergeflimmer, nichts von dem schimmernden Gepränge; sie hatte ihn entdeckt, ihren Heinrich, umgeben von vornehmen Herren und Dienern, wie er ein kurzes Schwert mit goldeingelegtem Faustgriff prüfte, an dessen Knauf ein nußgroßer Rubin funkelte, von kleinen blitzenden Brillanten eingefaßt.

„Er geht zum Turnier, und dazu braucht er die Waffe, er ist ein Ritter, wie die um ihn herum, und noch dazu der größte, stolzeste, kühnste unter ihnen," dachte Elsan; ihr Herz pochte, ihr Arm zuckte, als wolle er sich losreißen von der Alten, ihr ganzes Wesen drängte sich ihm zu, ihm nach, aber es war unmöglich, den Menschenknäul, der zwischen ihm und ihr lawinenartig immer mehr anschwoll, zu zertheilen. Sie ward zurückgedrängt, kaum sah sie noch sein wallendes Barett, auch das war bald verschwunden, die weiß und rothe Feder tauchte nur noch ein Mal wie grüßend aus der brausenden Fluth empor. Ihr Seufzer erstickte im Gewühl, aber ihr Muth war darum nicht gebrochen. Sie hatte

ihn gesehen, es gab eine Möglichkeit, ihn zu erreichen, und hatte man Aischa nur erst in Sicherheit gebracht, so" — „Erbarmt Euch unser, Arnold Beiling," bat sie dringend, „Aischa's alte Füße mögen sie nicht weiter tragen, laßt uns hier an den Stufen der heiligen Martinskirche einen Augenblick anhalten! Wir können von der Erhöhung aus einen großen Theil des Marktes übersehn, und überlegen, wohin wir zunächst unsere Schritte zu lenken haben."

„Es geht nicht, daß Ihr Aischa allein laßt," erwiderte Arnold, „um dort die geländerlosen Stufen hinanzuklimmen, Ihr dürftet so Beide gleichzeitig einer Gefahr ausgesetzt sein, und ich wüßte nicht, wem ich zuerst Hilfe zu leisten hätte; überlaßt mir darum das Späheramt, ich denke, unter diesen Armeniern und Sarmaten bald einen ehrlichen Flamänder zu entdecken, der mir Kunde geben soll, ob Gräfin Jacobäa bereits durch die Stadt gekommen, oder ob sie noch erwartet wird. Wer mit seinen Einkäufen fertig ist, pilgert bereits in Hoffnung neuer Lust, dem Kampfplatz der Ritterspiele, dem nahen Brüssel zu, wo der Burgundische Hof den Einzug des jungen Paares mit besonderen Ueber-

raschungen zu feiern gedenkt. Bleibt ruhig, Elsan, und auch Ihr, Aischa, bald bin ich wieder bei Euch."

Die beiden Frauen hockten still auf den untersten Steinstufen, während ihr Begleiter zur Ballustrade hinaufstieg.

„Mutter, Euch gereut's, den Weg hierher gemacht zu haben?" fragte Elsan zagend.

„So lange er bei uns bleibt, werden wir geschützt sein. Mein Ohr ist des vielen Geräusches des wirren Lärmens durch einander ungewohnt; das Rauschen des Meeres mit dem tosenden Sturm darin war für mich seit fünfzig Jahren die Sprache der großen Welt, die Cymbeln und Castagnetten, die Pfeifen und Mandolinen geben Erinnerungen, die mir im tiefsten Herzen wehe thun, als ob es blute unter dem Schnitte eines Messers; — aber es wird vorübergehn und Aischa wird sich an Elsans Glück erfreuen."

„Mutter, spottet meiner nicht. Das Glück ist eine seltene Blume, die nur im Garteneines Weisen blühen kann."

„Nun, so gebt Arnold Eure Hand, daß er Euch

geleite, denn mit ihm ist die Weisheit und er wird Euch glücklich machen."

„Arnold?"

„Meint Ihr, daß er sich zum Ritter einer blinden Frau erboten, ohne eines Lohnes zu warten? Er sucht ein Weib, unschuldig, jung und brav gleich Euch."

„Sagte er Euch das bereits?"

„Schon da er Euch, Ihr waret ein zwölfjähriges Kind, die ersten Geschenke brachte, schon damals mußt' ich's ihm versprechen."

„Aber Ihr konntet's nicht."

„Ich wußte, daß Ihr's thun würdet."

„Nein, Mutter, nimmermehr! Ihr spottet immer noch."

„Still, hört Ihr nicht, man lacht über uns, schaut, ob Arnold noch nicht kommt!"

Elsan hatte den Kopf gewendet. „Er kommt mit einer Miene des Frohsinns. Was mag er da oben entdeckt haben?"

Arnold näherte sich raschen, muntern Schrittes.

„Ihr habt mir gut gerathen, Elsan," sagte er heitern Tones; „es sind Freunde in unserer Nähe; beim großen Haifisch, den Brunnen mein' ich, der

dort aus seinen steinernen Kiefern das Wasser hervorspritzt, dort wartet Meister Jansen unserer, mit seinem Diener Faustus. Ich konnte mir's denken, daß er in diesem Gewirr von Sonderbarkeiten nicht fehlen würde; dennoch ist mir's, als wäre uns plötzlich ein rettendes Eiland aufgetaucht, laßt uns mit ihm zusammen weitergehn."

Ich bin bereit," sagte Aischa, „nur fort aus dem Markttreiben, die Buden öffnen sich umsonst für uns."

Elsan ließ sich träumend weiter führen. Sie sah noch manche weiße Feder nicken, er aber war nirgends zu entdecken; dennoch hatte sie beschlossen, ihn zu suchen, sobald Aischa rasten und sie frei sein würde.

Unter den, mit den verschiedensten Kaufartikeln angefüllten Buden, deren wir Erwähnung gethan, war eine vor allen andern von Neugierigen und Schaulustigen umgeben. Man nannte sie die Hexenbude, da sie von einem, aus den verschiedenartigsten Stoffen zusammen genähten Zelte überdacht war, auf welchem unentzifferbare Hieroglyphen standen,

Köpfe nie geschauter Thiere, Fischschwänze, aus denen wunderbare Blumen, wie aus Kelchen hervorstiegen, Steine, welche Funken sprühten und in allen Farben strahlten und dergleichen zauberhafte Erscheinungen mehr.

Ein kleiner, dicker Zwerg mit einem orangegelben und dunkelgrünen Turban auf dem Kopf und einem feuerrothen, bis zu den Knöcheln herabreichenden Rocke, ebenfalls mit Hieroglyphen bedeckt, präsidirte darin. Die merkwürdige Figur stand auf einem Tische, von einer Menge hellblinkender Phiolen, Büchsen und Becher, Granatäpfel, Herzen, Ruthen und ähnlichem Zauberapparate umgeben, in der Hand einen schwarzen Stab mit silberfunkelnder Spitze regierend, und bald damit auf diesen, bald auf jenen Gegenstand klopfend, worauf aus den Gefäßen entweder bläuliche Flammen, oder seltsame, süße Gerüche hervorstiegen. Dergleichen hatte das Volk niemals gesehn und mit offenem Munde und verschlingenden Augen stand es in scheuer Ehrfurcht oder banger Furchtsamkeit am Eingang der Hexenbude, welche der kleine, bunte Zwerg bewohnte. Das Zauberhafte, Geheimnißvolle, Wunderbare konnte zu keiner Zeit mehr glaubensvolle Anhänger finden, als da die Wissenschaft noch

in der Wiege lag und die Romantik ihre höchste Blüthe erreicht hatte.

Blindlings unterwarf sich die Menge im fünfzehnten Jahrhundert den Betrügereien der verschiedensten Abenteurer; mit vertrauender Hingebung trug sie Gold und Silbermünzen herbei, um das Schönheitswasser, welches ewige Jugend und Frische, die Mixtur, welche unwiderstehlich machen sollte, wo man liebte, die Amulette, welche den Körper vor jeder Verwundung schützten, zu kaufen. Astrologen, Alchymisten und Wahrsager vermochten in kurzer Zeit nicht blos Schätze zu sammeln, sondern auch einen tiefen Einfluß auf hervorragende Persönlichkeiten und damit auf die öffentlichen Angelegenheiten zu gewinnen. Unter den vielen Gläubigen und Neugierigen, welche an der Hexenbude ihr Lebensheil zu erhandeln suchten, befanden sich auch Meister Jansen und sein Begleiter Faustus. Während ersterer den kleinen Feuerrothen mit unermüdlicher Fragelust belagerte und bald diese bald jene Mischung zu untersuchen wünschte, stand Faustus mit großen, brennenden Augen hinter seinem Herrn und verschlang, wie ein Heißhungriger, die Worte, welche über die Lippen des Kleinen kamen.

Er verlor keinen Ton, keine Bewegung entging ihm, die Gläser und Phiolen schienen sich für ihn in redende Geister einer satanischen Welt zu verwandeln, die ihm von grenzenloser Macht über die Materie sprachen, er hörte sie knistern wie Flammen, und zischen wie Schlangen, er sah wie sie mit ihren rothen Zungen auf weißes Pergament schrieben, er solle der Herr werden über Leben und Tod, sie würden ihm Ruhm und Macht bringen, er solle Freundschaft mit ihnen schließen; er sah sie durch die Luft springen, Diesem eine feine Nadel in's Gehirn drücken, Jenem einen Tropfen Gift in's Ohr füllen, er sah den Tod überall, er sah die Ohnmacht gegen eine unsichtbare Gewalt, er sah Verwirrung und Verwüstung, die ganze Welt voll Teufelsspuk, und er erwachte wie aus einem schweren Traume, da sich Meister Jansen mit seinem gutmüthigen Lächeln zu ihm umwandte, und die Bemerkung machte, daß der schwarze Brei, mit welchem der Feuermann seine sogenannten Lebenspflaster bestreiche, unter denen der Gliederschmerz verschwindet, daß jener schwarze, elastische Brei bei ihm einen klugen Gedanken erzeugt, den er lebendig machen wolle.

„Ihr meint Eure Stempel damit zu bestreichen,“

sagte Faustus, als könne Jansen keine andere Absicht gehabt haben.

Dieser sah ihn verdutzt an.

„Und Ihr habt Recht," fuhr Faustus fort, „die Kohle, womit Ihr die Lettern aufzeichnet, und die Euch zuerst auf den Gedanken brachte, die Formen abzudrücken, jener schwarze flüchtige Staub hält nicht Stand, Ihr müßt etwas Klebriges, Nasses an ihrer Statt aufstreichen. Laßt uns ein solches Döschen kaufen und es damit versuchen."

Es hätte nicht viel gefehlt, so würde Jansen seinen Diener auf offener Straße umhalst haben. Die Büchse ward gekauft, und während Jansen das Geld dafür aufzählte, flüsterte Faustus mit dem Rothen, der Anfangs erschrocken war, bald aber sein grinsendes Lächeln wiederholte. „Laßt mich doch einmal Eure Füße betasten, und sagt mir, ob Ihr wohl damit vorwärts zu schreiten vermögt," hatte ihm Faustus zugeraunt und dabei einen der rothen Stiefel zwischen seine untersuchenden Finger gebracht.

„Mich dünkt, die Verlängerung Eures Körpers müsse sich unter dem Tische, darauf Ihr zu stehn scheint, befinden, und der Rock, der Euch bis auf die falschen Füße reicht, nur eine Jacke für Euern wahren Körper sein."

„Silentium!“ flüsterte der Rothe, „seid Ihr der Teufel selbst, oder“ —

„Seid unbesorgt,“ fuhr Faustus fort, „und fürchtet keinen Verrath von mir, so Ihr mir versprecht, heut Nacht auf einige Fragen zu antworten, wenn Alles dem Schlaf verfallen sein wird, um von Euren Wunderwerken zu träumen, will ich nichts aussagen.“

„Kommt um Mitternacht, Ihr sollt mich bereit finden, wenn Ihr schweigen wollt.“ „Ich komme,“ lautete die flüsternde Erwiderung. Jansen und Faustus begaben sich hierauf, da beide ihren Zweck erreicht, in vergnügter Laune zu ihrer Raststätte, und da war es, wo Beiling ihnen in den Weg lief, um sie zu Elsan und Aischa zu führen.

Als es Nacht geworden und sie nicht Ruhe finden konnte, weil sie sich vorgenommen, Heinrich zu suchen, um ihm zu sagen, wo er sie wie vormals sehen könne, stand Elsan auf und schlich vor die Thür des kleinen Hauses, welches sie aufgenommen. Als sie aber in die langen, öden düstern Straßen schaute, in welchen schattenhafte Gestalten dahin huschten, da faßte sie ein namenloses Bangen, und eine Ge-

spensterfurcht, die sie zurückjagte in ihre Kammer; hatte sie doch obenein, leise Schritte und tastende Hände, an der Mauer entlang, an welcher sie stand, sich nähern hören. —

Der Spuk, welcher nichts anderes als der fortschleichende Faustus war, scheuchte sie zurück, und in Angstschweiß gebadet, fiel das junge Mädchen auf ihr Lager, wo sie die Hüllen bis über den Kopf zog, während der kecke Spekulant seinen Weg fortsetzte, um den rothen Zwerg aufzusuchen.

Dieser hatte in der Nacht seine natürliche Menschengröße wieder gewonnen, und aus den beiden Oeffnungen, in welche sich seine Beine sonst zu versenken pflegten, brannten zwei helle Feuerflammen, die das Zelt, in welchem der Kunststückmacher und Faustus sich eben befanden, mit einem ungewissen Licht füllten, was den Hieroglyphen, die es ausschmückten, eine zitternde, gespenstische Bewegung gab.

Faustus kannte aber keine Furcht, da das Verlangen nach Wissen und Schauen jede andere Besorgniß in ihm verbannte.

Am Hofe zu Burgund herrschte schon seit Wochen das geschäftige frohe Treiben, welches großen Volks-

festlichkeiten voran zu gehen pflegt. Wohl eine Meile im Umkreise der Stadt Gent dehnten sich die Vorbereitungen aus, welche das große Turnier, das Herzog Philipp zu Ehren Jacobäa's veranstaltet, einleiteten.

Schaarenweise kamen Zuzüge von Theilnehmern und Zuschauern die Wege daher in buntester Mischung. Hier und da lagerten Gruppen in malerischen Trachten, die vom großen Markt herüber gepilgert waren, und boten dem Auge mannigfache Abwechselung. Zelte wurden aufgeschlagen, Krambuden mit leichten Waaren, kleine Waffenniederlagen. Tabulettkrämer boten Schmucksachen. Seidenbänder, Fahnen und Tücher flatterten an Baumzweigen und lockten begehrliche Käufer herbei, und es schien, als habe sich unweit des großen abgesteckten Turnierplatzes, wo man mit Aufrichten und Ausdrappiren der Gallerien, Estraden und fürstlichen Zelte beschäftigt war, ein zweiter großer Jahrmarkt gebildet, auf welchem so Mancher eine Nachlese hielt. Andere, denen es versagt gewesen, zu Brügge gegenwärtig zu sein, pilgerten um so lieber dem Turnierfeste zu, da es ihnen Gelegenheit bot, sich mit Nöthigem und Unnöthigem aus den Krambuden zu versehen.

Das Gewühl wuchs mit jedem Tage, bis der vom Herzog zum Turnier anberaumte heranrückte, und es war eine lebhafte allgemeine Theilnahme für Alles, was die fürstliche Pracht bekundete, wahrzunehmen. Der Sinn für Reichthum und äußern Glanz, für Prunk und Schaugepränge hatte unter Philipp von Burgund seinen Höhenpunkt erreicht. Alle Mittel wurden von dem galanten Fürsten verwendet das Volk zu blenden, und die feineren Sinne eines gebildeteren Geschmackes zu bezaubern. Diesmal aber war der Fürst ganz besonders darauf bedacht gewesen, seine hohen Gäste auf das Glanzvollste zu empfangen.

Zwei Schlösser hatte er zur Aufnahme seiner fürstlichen Verwandten vollständig neu ausgestattet, mit Tapisserien, Tapeten und Wandgemälden, mit Möbeln aus theuerm Cedernholze, mit schweren Sammetstoffen beschlagen. Vorhänge von Silberflor mit grüner oder blauer mailändischer Seide gefüttert, umgaben, zu Zelten aufdrappirt, die Lagerstätten der vornehmen Gäste. Brabanter Spitzen schmückten Kissen und Decken, und silberne Becken und Krüge waren für das Waschwasser bestimmt. Schaalen aus Japan und China enthielten alle Arten

von wohlriechenden Seifen und in Krystalldosen befanden sich feine duftende Oele, Schminken und anderes Toiletten-Beiwerk. In derselben Weise wie des Herzogs Gäste in den Schlössern zu Burgund empfangen wurden, ward für sie auch bei den öffentlichen Festen, auf den Tribünen und in den Zelten gesorgt.

Der Platz, auf welchem die Reiter das Turnier halten sollten, war in ein regelmäßiges Quadrat abgesteckt, die innere Arena jedoch genau abgerundet. In dem Zwischengange von Quadrat und Kreis sollten die am Kampfe eben nicht betheiligten Ritter sich bewegen, etwas mehr zurück, um von diesen gesehen und bewundert werden zu können, waren die Tribünen für die Damen aufgerichtet. Den Mittelpunkt der östlichen Fronte des Schauplatzes bildete das Zelt für die Herzogin von Brabant. Es war mit orangegelbem schweren Seidenstoff ausgeschlagen, die Falten wurden von Scharlachrosetten zusammengehalten. Oberhalb, in der Mitte der Drapperie, wo die Falten zu einer Spitze emporliefen, war eine Sonne aus Flittergold befestigt, mit der zwar schmeichelhaften, doch zu den verschiedensten Auslegungen Veranlassung gebenden Devise:

„Sie bedarf der Krone nicht, um zu glänzen.“ Zu beiden Seiten der Logen waren die Wappen vom Hennegau und von Brabant angebracht. Rechts die aufreißende und ausgleichende Pflugschar, links der Löwe mit zornig geringeltem Schweif. Das Innere der Loge, welche zur Aufnahme der jungen Herzogin bestimmt, war mit Scharlachpolstern zum Sitzen ausgelegt und bot hinlänglichen Raum für ein großes Gefolge.

Neben Jacobäa's Zelt hob sich das nicht minder reich dekorirte für Elisabeth von Görlitz, Wittwe Anton's von Brabant, hervor, zu beiden Seiten schlossen sich die für Burgunds ersten Adel an. Herzog Philipp benutzte gern jede Gelegenheit, um seiner verschwenderischen Laune Genüge zu thun. Welche Gesinnung ihn dabei für Jacobäa leitete, war dieser eben so verborgen, wie ihrem Ohm, dem Bischof von Lüttich, der auch zu den geladenen Gästen gehörte. Daß dieser, wie jener, mit dem neuen Weiberegiment nicht einverstanden, wenn gleich die Stände ihre Bestimmung gegeben, war sicher. War auch Jacobäa als rechtmäßige Nachfolgerin ihres Vaters erklärt worden, so war die Stimmung Johann's von Baiern, der sich kein Recht verkürzen

ließ, doch eine entschieden feindliche. Noch immer betrachtete er das Hennegau als ein Lehen von Lüttich und hatte er gleichwohl die Bischofswürde angenommen, ohne zu dieser eigentlich geweiht zu sein, hatte er sich mit energischer Grausamkeit auf seinem neuen Platz befestigt, so konnte er sich doch seit des Bruders Tode des Gedankens einer Oberherrschaf über die holländischen Provinzen nicht entschlagen. Eher war er gewillt, dem Bisthum zu entsagen, als das Brudererbe der weiblichen Nachfolge gutwillig zu überlassen. Der erste Schritt, den er hier zu thun hatte, war der, sich mit der Wittwe des verstorbenen Herzogs von Brabant zu vermählen und mit dieser im Verein Brabant und Holland gleichzeitig zu ertrotzen. Noch waren der Anhänger genug, die Elisabeth und Johann sich erhalten. Die Ehe zwischen Jacobäa und dem Herzog war den katholischen Ehegesetzen entgegen, und der Weg durch König Sigismund zu Petri Stuhl, bereits ein wohl bekannter für den Bischof von Lüttich.

Arme Jacobäa, Du konntest nicht schlechter berathen sein, als unter Deinen natürlichen Blutsverwandten! Du hattest einen Vater, den Du anbetetest, und von diesem mußtest Du die bittern Früchte

einer engherzigen, parteiischen Politik erndten; Du hattest eine Mutter, deren Einfluß Du nicht zu widerstehen vermochtest, und durch die Du an einen schwachsinnigen für alle Regierungsgeschäfte untauglichen Gatten gebunden wardst, der, in unerlaubten Genüssen schwelgend, siech und müde, für eine schmähliche Ruhe gern sein halbes Gebiet abgetreten haben würde. Du hattest zwei Oheime, die da Beide vermeinen, Dich unterdrücken und sich kriegsfertig Dir gegenüber halten zu müssen, während sie Dir mit honigsüßer Miene ein Willkommen in Deiner neuen Würde zurufen!

Jacobäa ahnte von alle Dem nichts; nichts von den Anmaßungen des Bischofs von Lüttich, nichts von der Verführungskunst des Herzogs von Burgund. Mit Dank hatte sie die Einladung angenommen, die sie zu den angesetzten Festlichkeiten an Philipp's Hof rief und ihr Gelegenheit bot, für ihre Zwecke und Pläne Freunde und Stützen zu erwerben.

Glänzend war der Zug, den sie anführte, und wer sie an der Seite ihres kleinen, schattenhaften Gemahls, dem die bunte Flittertracht des Festes um die Glieder schlotterte auf dem weißen, schnaubenden

Zelter, über den die scharlachrothe mit Gold gestickte Schabracke sich wie ein Thronstuhl unterbreitete, daher kommen, wer ihren kleinen, mit saffranfarbigen Reiterstiefel bekleideten Fuß so energisch, als wolle er dem Uebermuth auf den Nacken treten, im Steigbügel ruhen sah, während die feine Hand den glänzenden Zaum hielt, und die Bewegungen des muthwilligen Thieres hemmte, wer dann zu dem nickenden, grüßenden Kopf mit dem hellblauen Sammetbarett aufschaute, von welchem lange, weiße Federn neben der Goldfluth der Haare bis zum Gürtel hinabwogten, der ihre Taille und das weiße, weiche, von schwerer Seidenstickerei durchwirkte Wollengewand umfaßte, der wußte nicht, ob er Jacobäa's prächtige Schönheit, ihre kühne Haltung, ihre fürstlichen Geberden, oder den Liebreiz ihrer Jugend mehr bewundern, ob er sie mehr beneiden oder beklagen sollte.

„Sie ist der Mann, seht nur, wie sie ihr Pferd behende zu lenken weiß, und wie er auf seiner Mähre hin und her zappelt, als wolle er uns eine Kurzweil machen; seht nur, wie sie jetzt mit dem Herzog spricht, während er mit offenem Munde darein sieht, als wolle er jegliches Wort verschlingen, was sie

spricht. Glaub' beinahe, sie will mit turniren, nicht blos zuschauen! Funkeln doch ihre Augen, wie das Schloß an ihrem Federhut. Das ist ein Mann und kein Weib, darum mochte sie auch keinen Herrn und nahm sich den gebrechlichen Klapperer."

Solche und ähnliche Redensarten liefen durch die Reihen des versammelten Volkes, an welchem Jacobäa dahin sprengte, dem Herzog von Burgund entgegen, der nicht minder glänzend, von einer Schaar junger Knappen gefolgt, auf sie zutrabte; ihre Federn flogen einander entgegen, ob ihre Herzen? — daran zweifelten selbst Diejenigen, die einen lauten Freudenchor anstimmten, als die Gräfin und der Herzog einander erreicht, begrüßt, und er sie selbst vom Pferd gehoben und mit galanter Grazie die Stufen empor zur Tribüne geführt hatte, wo eine schmetternde Fanfare sie begrüßte.

Der Platz, auf den ihr Auge nun prüfend hinabfiel, wo die Preise gewonnen, die Ehren des Tages errungen werden sollten, war einem wogenden Saatfelde zu vergleichen. Unruhig bewegten sich die Massen hin und her. Die Speere schossen blanke Strahlen wie in Garben empor, bunte Fahnen und Büsche wehten, und die abenteuerlichen Verzierungen

der goldstrahlenden Helme und Schilde schufen ein mährchenhaftes Zauberbild.

Jacobäa sah das mit staunender Lust. Wohl hatte sie Manches von der aufblühenden Pracht des Burgundischen Hofes gehört, Manches, das ihre Neugierde rege gemacht, ihre Phantasie beschäftigt; der Anbick, den sie jetzt genoß, überbot jedoch ihre Vorstellungen. Dreimal grüßte sie hinab in die schimmernde Versammlung, aber lange währte es, ehe sie einzelne Gestalten zu unterscheiden, zu erkennen vermochte; sie meinte nur, der Herzog von Brabant, ihr kränklicher Gatte, könne wohl kaum darunter sein, er müsse erdrückt werden von all den Harnischen. Er selbst mußte dieser Ansicht gewesen sein, denn als Jacobäa's Augen nun auch ihre nähere Umgebung auf der herzoglichen Tribüne zu mustern begannen, da sah sie ihn auf schwellenden Purpurkissen hingestreckt zur Seite einer Frau, die so herausfordernd nach ihr herüberblickte, als wolle sie sogleich einen Zweikampf auf Leben und Tod mit ihr eröffnen.

„Wer ist jene Schönheit in dem violetten Sammet, die den dunklen Haarputz wie eine Last auf der Stirn trägt?“ fragte sie den herzukommenden Bi-

schof von Lüttich, ihren eigenen Ohm, der nach kurzer Begrüßung lächelnd erwiderte: „Elisabeth von Görlitz runzelt nur darum die Stirn unter der schweren Last ihres schwarzen Haares, weil noch keine Krone darüber schwebt."

„Elisabeth von Görlitz, die Wittwe Anton's von Brabant?" wiederholte Jacobäa. Der Name hatte einen unangenehmen Klang für ihr Ohr; sie wußte, daß jene Frau Ansprüche erheben könne, denen sie — nur mit dem Schwert an der Spitze eines treuen Vasallenheeres antworten durfte.

Aber jene Frau war machtlos, sie hatte noch keine Partei, noch stand sie allein, noch war sie gefahrlos, und darum schoß sie so giftige Pfeile aus den schwarzen Augen nach ihr hin; doch Jacobäa trug einen Panzer für solche Blicke.

Während sich zwischen ihr und dem Bischof von Lüttich eine Unterhaltung über verwandtschaftliche und Landesinteressen entspann, und sie vergebens in seinen ehernen Zügen nach einem wohlmeinenden Beifallszoll, ihren jüngsten Entschlüssen gespendet, spähte, blieb ihr Gemahl an der Seite der Görlitzerin, bis Herzog Johann sich ihm dort zugesellte, da Philipp von Burgund, von zwei Pagen gefolgt,

der jungen Gräfin von Holland und Herzogin von Brabant in goldenen Körben die Preise zur Vertheilung überbrachte.

Als die beiden schönen, jungen Knaben knieend die Preise darreichten, und Jacobäa sie der Reihenfolge nach zu ordnen begann, klopfte manches ritterliche Herz höher, denn Ruhmbegier und Eitelkeit warfen dieses wunderliche Ding wie einen Spielball in der Brust der Geharnischten auf und ab, aber keinem drohte es das Eisengewand zu zerschlagen, wie unserm jungen Freunde Frank von Borsel. Regungslos hatte er seit Jacobäens Erscheinen ihrer Tribüne gegenüber, an einer Barriere gelehnt, und nur auf sie gesehn. O, gäb es keine anderen Hindernisse, als die heute zu überwinden waren, um zu ihr zu kommen, pochte es unter seinem Blechkleid; aber was hilft die Schmucknadel aus ihrer Hand, sie wird zum Dorn, der mir das Herz durchsticht.

„Gebt wohl Acht, daß Euch keine Nebenbuhlerin erstehe, und kühn mit Euch in die Schranken trete,“ flüsterte der Herzog von Burgund, sich mit Jacobäa zu den Körben niederbeugend, als ob er die Preise mit ihr mustern wolle.

„Wie versteht Ihr das, und wie soll ich es deuten?“

„Habt Ihr Euern Ohm noch nicht fürchten gelernt, so fürchtet seine Verbündete: Johann von Baiern und Elisabeth von Görlitz haben den Dispens des Papstes nachgesucht, bald wird der Priester sie zusammen geben, und dann werden sie Rechte ertrotzen wollen, die Euch zustehen.“

Er erhob sich und lächelte, da er diese Worte gesprochen; denn Niemand durfte ahnen, was er eben gesagt. Jacobäa aber war erblaßt, sie ließ das Gliedergeschmeide, das den Hals des Tapfersten schmücken sollte, fallen, als habe es sich in eine Schlange verwandelt, die sie mit Gift bespritzt. Da sie wußte, daß sie von tausend Augen beobachtet ward, und von einigen sogar belauert, so sagte sie laut gegen den Herzog gewendet, wie sich ihr in demselben Augenblick der Gedanke aufgedrängt habe, daß oft das Glänzendste auch das Giftigste sei, und daß jenes Halsband sich in ihren Augen zur Viper verwandelt habe. Darum dürfe es auch jetzt nicht vergeben werden, sie wolle es umtauschen gegen die Agraffe ihres Baretts, und jenes als Warnungsamulett selber behalten.

„Es wird Elisabeth von Görlitz erfreuen, ihre Gabe also geehrt zu sehen," entgegnete der Herzog mit zustimmender Verbeugung, indem er die Federagraffe bewunderte, und Denjenigen beneidete, der sie tragen würde, wenn er es nicht selber sein könne.

Eine kleine halbe Stunde war verflossen, und die dreifach übereinander errichteten Tribünen für den Kaufmanns- und Bürgerstand und das Volk waren der Art überfüllt, als ob die Widerstandskraft der zähen Bretter geprüft, oder der Ruhm des Zimmermanns begründet werden sollte. Schwebend, hängend, zusammengekauert, gepreßt und gequetscht drängten noch vor Beginn des Turniers die wunderlichsten Köpfe sich hier zusammen, schwarze und weiße, rothe und braune Gesichter mit Turban, Fischernetz und spitzem Hut; Alles lugte mit offenen Augen, glotzte, lachte und grinzte.

Wir heben aus dieser wartenden Menge einige Personen hervor, denen bereits unser Interesse gehört. Van Eyck und Margaretha zuvörderst. Der Maler spähte mit Künstleraugen umher, suchte Gestalten für seine Leinwand und Stoffe für neue Compositionen; hatte der Herzog ihn doch nicht absichtslos an den Hof gezogen und zur Tafel geladen,

sollte er doch beisteuern, den Ruhm dieses Hofes zu erhöhen, indem er selbst von den Vortheilen seiner Romantik Gewinn ziehen durfte; war er seinen ernsten, ruhigen Studien entrissen, so fand doch sein Pinsel hier einen weiten Spielraum, und seine „Anbetung des Lammes," dieses größte Bild, das er je geschaffen, es entsprang hier am Burgundischen Hofe seinem Geiste, wenn es auch nicht ausgeführt und vollendet ward, da Einsamkeit und Ruhe nach den Aufregungen des Hoflebens von van Eyck gesucht werden mußten, um die Hände ausführen zu lassen, was der Kopf entworfen hatte.

Margaretha, die still an seiner Seite saß, störte ihn in seinen Beobachtungen auch heute nicht, um so weniger, da sie den ihren ganz hingegeben war. Ihre Augen wurden nicht geblendet von den Spiegelschilden der Ritter, die sich um die Arena drängten, sie hafteten nur an einem Gegenstande. Was hätte sie nicht thun mögen, um ihren Liebling zu schützen. Sie ahnte den Ehrgeiz seiner Brust, der ihn stacheln mußte, heute der Erste der Sieger zu sein, und hätte seinen Arm wie sein Herz stählen mögen.

Margaretha befand sich in nicht minder angstvoller Spannung, als Frank selber; sie maß mit

ihren Augen die Kräfte seiner Gegner, und schickte ein stilles Gebet für ihn zum Himmel auf. Frank war ihr noch viel theurer geworden, seitdem sie für ihn fürchtete.

Auch Elsan's Blick flog suchend zu den Rittern nieder; er haftete an einer stolz wogenden, weiß und rothen Feder, an einem funkelnden Goldschwert mit nußgroßem Rubin, umsäumt von Diamanten. Ja, Elsan hatte ihren Geliebten aus der Fischerhütte, sie hatte den namenlosen, angebeteten Freund wieder, doch nur mit den Augen wieder! Sie rief mit Frank in klagendem Ton: „O, gäb's nur diese Barrieren, die mich von ihm zu meinem Glücke trennten!“ Er sah sie nicht, ahnte sie nicht hier, aber die alte Aischa mit den lichtlosen Augen wußte, was in ihr vorging, und Beiling, der schützend neben ihr war, errieth es.

„Wird's nicht bald angeh'n,“ flüsterte die Alte, „hab's nie so heiß gehabt, wie heute, der Athem brennt mir die Lippen trocken; giebt's keinen Tropfen Wasser's hier? Arnold, liebster Freund, Ihr seid doch da?“ —

„Hier nehmt,“ erwiderte Beiling, der immer an Alles dachte. „Der Saft der Apfelsine wird

Euch wohlthun; und auch Euch, Elsan, Ihr blickt so schmachtend."

Elsan hielt die goldgelbe Frucht in der Hand, und wunderbar kühne Gedanken kamen ihr in den Sinn. „Würf' ich sie hinab, dort, wo er steht, grade zu seinen Füßen nieder, so säh' er auf, würd' er mich gewahr, wüßt' er's, daß ich hier bin, und wenn er dann wollte, so käm' er, fände mich, und nähme mich vielleicht mit sich."

„Thue es nicht, wirf die Orange nicht," flüsterte die Alte, als ob sie in Elsan's Gedanken gelesen.

Das Mädchen erschrak darüber so sehr, daß sie die Orange fallen ließ; die herabhüpfende Frucht erregte eine augenblickliche Bewegung. Viele Köpfe richteten sich aufwärts, um zu sehen, was es da oben gebe, und Elsan sah in Scham erglühend auf sein empor gerichtetes Antlitz, aber es war nicht lächelnd, wie sonst, es schien finster, fast drohend.

„Die Frucht hat ein jämmerlich Ende unter Menschentritten gefunden," sagte Beiling, „warum hörtet Ihr nicht auf Aischa's Warnung?"

„Aischa wollte, daß es angehen möge," entgegnete Elsan hart, „und der Fall der Frucht scheint diesen Anfang bestimmt zu haben. Laßt mich, Bei-

ling, mit Eurem Tadel, leide ich doch ohnedem genug."

Ein schmetternder Fanfarenruf übertönte Arnold's Erwiderung. Das Turnier sollte seinen Anfang nehmen.

Die französische Sitte hatte am Burgundischen Hofe schon damals Fuß gefaßt; nicht führte man dort mehr schwere, mit Blei ausgegossene Lanzen, mit denen man, wie die ersten Gründer des Turniers es thaten, schrankenlos auf einander zuschritt, um mit einem Stoß die Brust, oder die Stirn des Gegners, die alleinigen beiden Stöße, welche ritterlich waren, zu zerschmettern, man hatte Planken errichtet, welche die Kämpfenden trennten, und worauf sie ihre Lanzen auslegten, um die rechte Höhe zu halten. Herolde, in stählerner Schuppenkleidung, spannten die trennenden Seile, welche die Ritter auseinander hielten, bis sie unter Trompetenstößen fielen, und die Stabler und Prügelknechte, die Turnierpolizeiagenten sich wachsam aufstellten.

Der Rundgang, welcher die Arena umgab, war fast leer, viele der versammelten Ritter hatten sich nach ihren Zelten begeben, um von dorther auf wohlgezäumtem Roß, nach der bestimmten Rang-

und Festordnung wieder zu erscheinen. Einer der Herolde verlas die Turniergesetze und die Folgereihe der Ausforderungen, und hierauf verkündete ein Trompetenstoß den Beginn des Turniers. Die Burgundischen Ritter waren die Vorkämpfer an diesem Tage, und die Versammlung der Zuschauer hatte Gelegenheit, große Bewunderung vor den Edlen des Hofes zu hegen, die mit seltener Reitergeschicklichkeit, Stoßkraft und Sattelfestigkeit gegen einander kämpften, eine Bewunderung, die sich häufig in schallenden Beifallsbezeugungen Luft machte.

Der Jubel des Volkes steigerte sich bei jeder neuen Kampfankündigung. Sobald die Einlaßpforten aufflogen und die geschmückten Ritter in das Rondel galoppirten, sich siegestrotzig einander gegenüberstellten, und dann, wie zwei Stoßvögel, gegen einander flogen, erscholl auch von den Tribünen herab ein donnerndes Rufen, welches langsam verhallte, sobald sich die Theilnahme an dem Zweikampf steigerte. Da Herzog Philipp die Maske liebte, so zeigten sich die Ritter seines Hofes an dem heutigen Tage in den verschiedensten Trachten. Ein Sarazenengefecht, unter Begleitung von Janitscharenmusik, erregte die lauteste Anerkennung.

Wie wir wissen, war auch der Herzog von Glocester zu Schiff von England gekommen, um an den Festlichkeiten des Hofes Theil zu nehmen, und von Philipp von Burgund mit ganz besonderen Ehren empfangen worden. Unter den Zelten, welche sich zur Aufnahme fremder Ritter dem Turnierplatz anschlossen, zeichnete sich das des englischen Reichsverwesers vor den übrigen aus. Aus weißer Seide mit eingewirkten rothen Damaststreifen war es zu acht Spitzbogen aufgerichtet. Ueber der Fallgardine des Eingangs ruhte ein goldner Löwe, zu beiden Seiten standen Burgundische Lanzenknechte mit schimmernden Standarten in den ausgestreckten Armen.

Niemand hatte der Ankunft des englischen Ritters sehr geachtet, um so mehr überraschte seine Erscheinung, da er in voller Rüstung aus dem Zelte hervortrat. Ein Held, zum Kampf bereit, schön von der Locke bis zur Fußspitze. Er grüßte vornehm, bestieg sein Roß und galoppirte in die Arena, wo ihm Philipp zu Pferde entgegen kam.

Natürlich war es, daß der ritterliche Glocester kein müßiger Zuschauer bei diesen Kämpfen bleiben konnte, da jedoch Keiner der Ritter bei Hofe mit einer Herausforderung von ihm beehrt worden war, so

meldete sich Herzog Philipp selbst zu einem Waffengange mit dem Engländer, den er auf drei Lanzen gefordert. Glocester hatte die Herausforderung um so lieber angenommen, da er sich dem Herzog gewachsen fühlte, und ihn doch an Kraft, Gewandtheit und Muth sich ebenbürtig erklären mußte.

Beide senkten zur Begrüßung gegeneinander die mattfunkelnden Degenspitzen, dann nahmen sie ihre Positionen ein.

Schon war der Platz der Arena von den Hufen der Rosse aufgewühlt und uneben, was die Schwierigkeit des Kampfes erhöhen mußte, als die beiden fürstlichen Gegner in die Schranken traten. Die Erwartung der zuschauenden Menge war auf das Höchste gespannt. Es herrschte eine lautlose Stille. In Wahrheit boten die beiden ritterlichen Erscheinungen einen erhebenden Anblick. Glocester in funkelnden Stahl gekleidet, mit dem rothen, wehenden Helmbusch und der flatternden Scharlachschärpe, auf einem edelgestalteten Araberhengst, der Herzog von Burgund in dunkler Tracht mit reicher Goldverzierung auf einem feurigen Apfelschimmel.

Beide neigten sich vor Jacobäa, ehe sie zum Angriff schritten. Ihre Schilder glänzten wie gol-

dene Spiegel, in deren Grunde die Devisen ruhten, welche Absicht und Gesinnung der Träger bekundeten.

Anfangs schien es, als wollten Beide in gleichem Maaße die Kunst des Reiters und die Gewandtheit des Fechters entwickeln. Wie zwei Statüen schienen sie aus einem Stück mit ihrem Roß gemeißelt, ihre Bewegungen waren in vollkommenster Harmonie mit der begleitenden Musik, ihr Kämpfen war nur ein kunstgerechtes Spielen, der erste geringe Vortheil jedoch, den der Engländer durch eine geschickte und überraschende Wendung über Philipp gewann, machte in diesem die Flamme auflodern. Mit energischer Schnellkraft stieß er seine Lanze so gegen die Stahlrüstung Glocester's, daß dieser für einen Augenblick, durch und durch erschüttert einige Schritte zurückwich, doch hatte er sogleich die Besinnung wieder erlangt und im heftigsten Anlauf führte sein Arm einen so gewaltigen Stoß nach des Herzogs Kopf, daß ein Bügel an Philipp's Helm zersprang und schräg gebogen, Visir und Halsschilder weit offen klafften.

Philipp warf die Lanze weg, und Schwertstreich auf Schwertstreich folgte in ungemessener Schnelligkeit. Die Waffen funkelten in der Luft und kaum war ihre Form noch erkennbar.

„Seht nur," raunte auf der Tribüne Faustus seinem Herrn in's Ohr, „seht nur, der Burgunder und der Engländer beschließen das Turnier zum allgemeinen Jubel. Rothweiß der Eine, wie die Kartenblätter, die man jüngst in Frankreich für den tollen Karl erfunden, und rothgrün der Andere, wie eine Pappelraupe."

„Hei, wie sie gegen einander rennen! Ja, meiner Treu, man fürchtet, die Splitter möchten Einem in die Augen fliegen, sie hauen sich die Helmkleinodien herunter. Wenn sie noch zu den Kolben greifen, muß es Feuer geben, daß einem die Stücke Löcher in den Kopf brennen," sagte Jansen.

„So hättet Ihr denn etwas Besseres darin, als altes Weibergewäsch," murmelte Faustus.

Elsan hatte die Hände gefaltet, und die Lippen fest geschlossen; so stand sie bewegungslos und in den Augen glühendes Leben.

Auch Jacobäa glühte. Glocester's hohe Gestalt, seine freie Geberde waren nicht unbemerkt von ihr geblieben, selbst als er noch im Kreise unter den Andern stand; jetzt, wo er auf dem schwarzen, wilden Hengst sich dem gewandten, herzoglichen Mit-

kämpen entgegenwarf, entwickelte er so viel Eleganz, wußte er in so wohl berechneten Ausbiegungen die Streiche an sich vorüber fliegen zu lassen, und dann seinen Stoß mit fester Hand gegen die Rüstung des Feindes zu führen, daß dieser schon zweimal die Bügel verloren hatte, und hoch aus dem Sattel geworfen war. Jemehr unter den gelungenen Angriffen die Kraft des Engländers zu wachsen schien, um so mehr steigerte sich der Eifer des Herzogs. Vorwärts, immer wieder, zum Roß und Reiter erschütternden Anfall spornte er das Roß, da bäumte sich dieses, als scheue es vor Glocester's Schild; es wollte nicht hinan, es warf sich empor und brach plötzlich mit wildem Rennen durch die Schranken. Der Herzog hatte sich sattelfest erhalten, mit donnernder Stimme rief er die Knappen herbei, die dem tollen Thiere in die Zügel griffen.

Glocester blieb einige Augenblicke alleiniger Held des Platzes. Der Herzog hatte bei der heftigen Anstrengung, des Pferdes Zügel anzuhalten, sich den Arm so stark verrenkt, daß er nicht weiter kämpfen konnte, aber sein Wort: „Ein Anderer trete für mich ein!“ war nicht überhört worden. Ein Dutzend Ritter zeigten sich alsbald in Bewegung; Frank von

Borsel aber stand zuvörderst. Mit einem Satz hatte er die Planke übersprungen, und wie des Sieges gewiß, warf er sich auf das Pferd, legte seine Lanze ein und stand herausfordernd dem Feinde und Jacobäens Loge gegenüber. Nur trotziger entspann sich der Kampf auf's Neue, gieriger suchten die Wurfspieße ihr Ziel. Der Niederländer, der kaum den Sporn verdient, dünkte dem Engländer allzu gering, er hätte ihn mit seines Pferdes Huf zu Boden treten und zerstampfen mögen, und doch empörte sich der unreife Bursche gegen seine Ritterfaust, warf ihm die spitze Waffe an den Leib, daß sie im Harnisch zerbrochen stecken blieb, und rannte die neue Lanze mit solcher Gewalt gegen ihn, daß er glaubte, die Erde bebe unter ihm. Glocester knirschte, seine Lanze wirkte nicht mehr, so wenig als sein Schwert, endlich schleuderte Frank wie ein neuer David seine Kolbe mit solcher Geschicklichkeit gegen des Engländers Helm, daß er wankte. Ein Augenblick und er hatte auch seinen Helmbusch erfaßt, Glocester's Nacken bog sich unter der jungen Eisenfaust.

„Misericordia!" tönte es von den Gallerien. „Er besiegt ihn, der Holländer den Britten. Misericordia für den Britten!"

Dies Geschrei steigerte die Wuth des Erliegenden; noch einmal warf er sich empor und riß den Gegner mit gewaltigem Griff vom Pferde.

Die Feinde standen einander wie zwei Männer gegenüber, die sich achten gelernt und sich doch nimmer liebewarm die Hände reichen können. Es galt ein neues Prüfen ihrer Kräfte.

„Genug, Frank von Borsel," tönte des Herzogs von Burgund Stimme, „genug für mich, ich danke Euch! Ihr mögt Andern jetzt das Feld überlassen. Ihr konntet nicht überwunden werden, dies mag Euch genügen, wie es mir genügt. Herzog von Glocester, Ihr seid erhitzt vom Streit, labt Euch hier im Zelt an kühlendem Getränk, bis neue Kampfeslust Euch lockt, Ihr seid vom echten Stamm der Britten."

Beiden Kämpen ward es schwer, diesem Gebot des Festgebers nachzukommen, zornig stampften sie den Boden mit den Fersen, zornig schienen selbst ihre Locken zu wehen, da sie die Köpfe wendeten.

Was wollte der Herzog? nun da er sie an einander gebracht, war's nicht in seiner Macht sie wieder auseinander zu reißen. Wie zwei Hirsche, deren Ge-

weihe sich in einander geflochten, so hielten sie sich verschlungen.

„Auf die Knie!" tönte es dumpf unter des Britten Helm hervor.

„In den Staub," lautete Borsel's Antwort. Nach kurzem Ringen rissen sich Beide von einander, die Schwerter flogen in demselben Augenblick wieder aus den Scheiden und in hageldichten Schlägen begegneten sich die Klingen.

„Es wird ein endlos Kämpfen, bis sie Beide erliegen, Keiner läßt den Andern, sie werden in Erschöpfung enden," sagte Jacobäa zum Herzog. Die Spannung war allgemein, war ungeheuer, bis plötzlich auf des Herzogs Geheiß ein großes allgemeines Gefecht sich zu entwickeln begann, der ganze Platz lebendig ward, und das Bild einer beginnenden Schlacht darbot.

Glocester und Frank waren auseinander gedrängt und auf ihre Rosse gehoben worden. Der Tumult wuchs noch immer, neue und immer wieder neue Kämpen drängten sich hervor, ihre Kraftproben zu geben. Die Theilnahme der Versammelten ward in beständigem Schwanken erhalten, bis endlich ein zerstampfter Platz, schäumende Rosse, gedemüthigte

und erhobene Herzen, zerschlagene Glieder und zerbrochene Waffen das Ende des Kampfes bezeichneten.

Noch waren jedoch die Preise zu vergeben, und mit emporgehobenen Lanzen und entblößten Hauptes nahten sich die Sieger auf ihren Rossen der Tribüne, der Herzog von Glocester den andern Rittern voran, Frank von Borsel fast einer der letzten. Er scheute sich, den Lohn aus Jacobäa's Hand vor tausend Zeugen zu empfangen, und dennoch hätte er für eine Welt nicht darauf verzichten mögen.

„Wir bitten für unseren Stellvertreter um den Opal an Eurem Barett," sagte Herzog Philipp, der Jacobäen zur Seite stand, da sie zögernd bei Glocester's Verbeugung ihre Finger in dem Korbe ruhen ließ.

Hastig riß sie, ohne zu überlegen, das Gliedergeschmeide heraus, daß sie für sich selbst hatte wahren wollen.

„So soll er das haben," erwiderte sie herrisch, und da sie sich beugte, dem Herzog die Kette um den Hals, das Amulett auf die Brust zu legen, da beugte auch er das Haupt noch tiefer, statt zu ihr aufzusehen, und seine brennenden Lippen ruhten einen

Augenblick auf ihrer ordnenden Hand. Das war nicht der Stich einer Schlange, dennoch bebte die Herzogin. Der Augenblick ging vorüber, aber die Erinnerung daran blieb.

Als Frank von Borsel endlich auch an die Reihe des Empfangens kam, als Jacobäa die Agraffe von ihrem Barett nahm, um sie an des jungen Ritters Schulterschärpe zu befestigen, als er die Stirne hob, sein offenes blaues Auge in das ihre sah, sein seidenweiches, braunes Haar ihre Finger streifte, da wußte sie nicht, ob sie eben noch ein großes Glück genossen, oder ein großes Unrecht begangen. Fort mit dieser weiblichen Schwäche, Jacobäa hatte Anderes zu thun, als Liebesgaukeleien nachzuhängen.

Während die Gallerieen der Arena sich unter lautem Geschrei und wildem Durcheinanderdrängen und Rennen zu leeren begannen, sprach Arnold im eindringlichen Tone zu Elsan, die unbeweglich mit todtenblassem Angesicht neben Aischa stand:

„Ihr müßt mir behülflich sein, sie fortzuschaffen, oder einstweilen allein hier bei ihr bleiben, bis ich mich nach einer Trage und einigen Dienstleuten umgesehen.“

„Ihr meint aber doch, daß sie nur schlafe," erwiderte das Mädchen mit hohler Stimme.

„Still, still, Elsan," gebot Arnold, „damit Niemand auf uns merke. Das Volk ist abergläubisch, an einem Festtage, wie dem heutigen sieht es Alles für ein Omen an."

„Auch ein schlafendes Weib?" fragte Elsan, „welches die Hitze und das Gewühl nicht zu ertragen vermochte, und an seine achtzig Jahre erinnert wurde? Geht, Arnold, und sucht einen Führer, ich bleibe bei ihr."

„Was giebt's da?" fragte eine fremde Stimme, „ich glaube gar ein todtes Weib!"

Einige Köpfe wandten sich zurück nach der unbeweglichen Gruppe, dann flohen sie in scheuem Entsetzen davon und ließen Elsan bei der Ohnmächtigen zurück, die sich bald darauf mit einigen Aufsehern allein, in der noch kurz zuvor überfüllten Arena befand.

Dem Turnier sollte ein glänzendes Banquet folgen. Minstrels, Gaukler, Taschenspieler, Tänzerinnen und Musikkünstler waren bestellt, die Pausen des Mahles durch ihre Geschicklichkeiten zu verkür-

zen, aber Herzog Philipp versuchte umsonst, den Arm, welchen der Ringkampf mit dem Engländer aus seinen Fugen gebracht, in galanter Weise der Königin des Festes zu bieten; er mußte sich für eine Weile in sein Zelt zurückziehn, wo er die Rüstung ablegte, die Kleider herunterstreifen und die schmerzhafte Stelle untersuchen ließ.

Der Herzog war stark verletzt und der herbei gerufene Arzt konnte nicht augenblicklich helfen und heilen. Philipp befand sich in der größten Unruhe und Verlegenheit. Er, die Seele des Festes, der König an der Tafelrunde, der schlaue Amphitryon, der nicht umsonst die theuersten Weine fließen ließ, der seine Gäste gern gesprächig beim Becher machte, und manche Wahrheit dadurch gewann, er lag, ein armer Lazarus, durch eine ungeschickte Handbewegung gefesselt auf dem Feldbett seines Zeltes und verwünschte Glocester's unzeitige Gewandtheit.

Da meldete ein Page einen jungen Menschen, der des Herzogs Arm kuriren wolle und gleich darauf wurde Faustus in das Burgundische Zelt geführt.

Der kleine Mann verbeugte sich höflich vor dem Herzog und zog dann aus einer Tasche seines kur-

zen Rockes ein Fläschchen und ein Pülverchen hervor, so klein, fast unsichtbar, daß der Herzog in ein schallendes Gelächter ausbrach.

„Seid Ihr ein Spaßmacher oder ein Wundermann?“ fragte er, „ein Gelehrter der Facultät, oder Einer von der Gauklerbande?“

„Keins von Allen, Herr Herzog, oder Alles zugleich,“ erwiderte Faustus. „Die Welt ist mein theatrum und die Natur meine Apotheke. Erlaubt, daß ich Euern Arm besichtige und zunächst Euer Blut beruhige.“ Faustus schritt, nachdem er die kranke Stelle betastet, nach dem Schenktische des Zeltes, als sei er hier zu Hause, füllte ein Krystallglas mit Wasser, träufelte einen Tropfen aus dem kleinen Fläschchen hinein und reichte es dem Herzog. „Trinkt auf Euer Wohl, Herzog von Burgund,“ sagte er, „es ist ein heilsam Gift.“

„Wer seid Ihr?“ fragte Philipp aufmerksam werdend, „redet ernsthaft.“

Faustus zeigte so viel Sicherheit, daß dem Herzog vor dem Kleinen zu grauen begann; denn selbst der Fürst von Burgund konnte sich dem, damals das Volk beherrschenden Aberglauben nicht entziehn. „Ihr seid der Teufel selbst wie mir scheint, der mit mir zur Hölle hinab fahren will.“

„Wenn Ihr das meint, Herr Herzog, so legt Euch auf's Siechbett und laßt die Festtage der Lust ungekostet an Euch vorüber gehn. Meine Medicin enthält den Tod, wie das Leben, es kommt nur auf die Dosis an, die Ihr davon verbraucht.“ Die Schmerzen des Herzogs vermehrten sich, der Gedanke an sein gestörtes Gastmahl beunruhigte ihn und er griff nach dem Becher, den Faustus ihm mit fester Hand darreichte. Sodann untersuchte dieser den kranken Arm. Nur eine Entzündung, keine Verletzung, sagte er, und streute das Pülverchen auf den rothen entzündeten Fleck, das wie kühlender Balsam wirkte. Der Herzog lachte vor Vergnügen und sein Vertrauen wuchs in dem Maaße als sein Unmuth sich verlor.

„Ihr seid ein Wundermann beim heiligen Christophorus,“ rief er, „erklärt mir Eure Kunst und fordert Euren Lohn.“

„Ihr mögt meinen Lohn nach eigenem Gutdünken bestimmen,“ sagte Faustus, „meine Kunst aber gehört mir allein, Herr Herzog. Ich nannte sie Euch bereits: sie verwandelt Gifte in Lebenssäfte, und — kann eben so wohl tödten, wenn sie überflüssiges Blut in Wallung findet, sie kann junge Schößlinge auf alle Stämme pfropfen, und dürres Holz mit

frischem Laub bekleiden, sie schmilzt den Schnee des Alters und verwandelt seine Kälte in die Sommerhitze der Jugend, sie trocknet reißende Ströme aus und gießt frische Fluthen in ein dürres Sandbett, sie streuet Saamen in unfruchtbare Erde und giebt dem todten Körper neues Leben. Sie ist die Kunst der Metamorphose."

„Ein Charlatan!" rief der Herzog, der nach wenigen Minuten schon der Schmerzen entledigt war, die ihn eben noch um die Freuden des Gastmahls zu bringen drohten, „ein lustig unterhaltender Narr. Wie heißt Ihr, Narr? Kommt morgen auf mein Schloß und holt Euch Euern Narrensold. Bei Sanct Rupertus, Ihr sollt den Herzog finden."

Faustus antwortete nur durch eine tiefe Verbeugung, die Philipps Blicken das, Befriedigung ausdrückende, Lächeln des Triumphes verbarg, welches die Lippen des Kleinen umspielte. Er hatte erreicht, was er wollte: Zutritt im herzoglichen Schloß.

Das war vorerst die Hauptsache, und eben so geschickt, wie er den Arzt gespielt, übernahm er nun die Rolle des Kammerdieners, indem er dem Herzog das bereitliegende Festkleid anlegen half. Der Herzog hatte sich nie mit größerer Geschicklichkeit bedient gesehen.

„Hütet Euch vor England," sagte Faustus, als er dem curirten Arm in das weiche Puffenwamms half, „es dürfte nicht immer Einer bei der Hand sein, welcher den Schaden ausbesserte, den die große britische Faust Euch bereiten kann."

„England ist uns verbündet," erwiderte der Herzog, der sich mit Faustus auf ein politisches Gebiet begab, weil er keine Quelle verschmähte, die Volksstimmung zu ergründen.

„England duldet keinen Nebenbuhler; hab's heute gesehn, Herr Herzog. Eher brechen als biegen! Zwei mit demselben Vorsatz, auf derselben Stelle! Gebt Acht, wie die Würfel fallen. Holland und England gehen Hand in Hand und Burgund hat den Baier und die Luxemburgerin gegen sich."

„Die schließen auch einen Pact, soll's doch der heilige Vater schon bewilligt haben, daß ein Bischof sich mit einem andern Weibe als der Kirche vermähle, wenn auch eben so steinern und pomphaft wie unsere Kathedrale. Die Holländerin hat zwar kleine Füße, aber ich verwette meine ganze Kunst, sie behält nicht Boden genug, sie darauf zu stellen, wenn England ihr nicht zur Seite bleibt."

Faustus bückte sich, um an des Herzogs Schuh-

schnallen einen losgesprungenen Brillantknopf zu befestigen. „Tretet nur immer fest auf, Herr Herzog," fuhr der Kleine fort, „und wenn Euch ein Edelstein entspringen will, so ruft mich herbei, ich bringe ihn Euch wieder."

Der Herzog wiederholte sein Versprechen.

Faustus mit seiner Spürnase, seinen Teufelsmedicamenten, selbst seinen Trugschlüssen und seiner narrenhaften Anmaßung, konnte ihm noch manchen guten Dienst leisten. Er ward zu einer bestimmten Stunde für den andern Morgen in das Schloß beschieden, und der Herzog begab sich mit zufriedener Miene zum Banquet. Seine Beobachtung war geschärft, und neue Pläne entspannen sich in seinem Kopf.

Während der Adel, die Geistlichkeit und die vornehmsten Rathsherren an der herzoglichen Tafel Platz genommen hatten, und zahllose Diener mit goldenen und silbernen Schüsseln hin und her flogen, von welchen die ausgesuchtesten Speisen ihren Duft in den Corridors und Küchen verbreiteten, hatten auch die Bürger der Stadt sammt Vielen der Fremden ein splendides Essen vom Herzog ausgerichtet bekom-

men. Wohl an zwanzig lange Tafeln waren in verschiedenen Sälen und Hofräumen für die Bürgerschaft gedeckt, und große Fässer voll französischer und spanischer Weine waren in guter Vertheilung in den weiten Räumen aufgestellt. Nymphen und Bacchusgestalten aller Art fanden sich bald um diese sprudelnden Quellen gelagert, und jemehr die Fässer sich leerten, um so lustiger die metallenen Becher gegen einander klangen, um so beredter wurden auch die Zungen der Trinker. Mancherlei Geschwätz lief von Tafel zu Tafel, und der wunderlichen Gerüchte gar viele wurden verbreitet.

„Wißt Ihr schon," erzählte Einer dem Andern, „daß die Comödie mit der Holländerin so viel wie Nichts bedeutet! Munkelt man doch bereits von der Ungültigkeit ihrer zweiten Ehe. Der Bischof von Lüttich soll's dem heiligen Vater als ganz gesetzlos dargestellt haben. Sie sind blutsverwandt und dürfen daher kein Ehebündniß schließen und der Papst kann's zu jeder Stunde lösen."

„Glaubt's doch nicht. Der heilige Vater hat's genehmigt und wird's beschützen. Wollen dem jungen Weibe schon wieder zu nahe treten!"

„Denke, sie grämt sich nicht zu Tode, wenn sie

den Brabanter wieder los wird. Mag's schon bereuen, und der heilige Vater hat vielleicht ein Einsehen."

„Schämt Ihr Euch nicht, also zu verleumden, Luxemburger," rief ein Brabanter. „Hölle und Teufel, wir gehn nachher gegen einander los."

„Haltet doch Ruhe," sagte ein Holländer, „seht Ihr nicht, daß dem Luxemburger der Wein zu Kopf gestiegen ist. Nimmt schon Partei für den Bischof; 's ist ganz natürlich, hängt doch die eiserne Ruthe beim Crucifix, und wird er doch bald gut Baierisch sein."

„Halt," schrie der Luxemburger, „noch steht's nicht fest. Kirchenzunft und Kriegsdienst sind zweierlei. Eine ganze Herrschaft steckt man nicht so leicht in einen Kirchenrock. Werdet's bald genug sehn, daß das Weiberregiment ein Ende bei Euch nimmt!"

„Werdet auch nicht grau darunter werden, Holländer, sieht mir nicht so aus. Hab' niemals ein Gesicht wie Milch und Blut, und einen Körper wie Binsenrohr lang im Kriegsrock stecken sehn!"

„Die zerbricht der Wind, eh' Ihr's Euch versehet!"

„Wollen's abwarten! Der Wind hat mehr zu

zerbrechen, als Ihr da oben meint. Denkt schon an die bairischen Raufdegen. Immerhin! Holland hat Segelstangen, damit schlägt's dem Luxemburger auf die Nase, daß er sich d'ran verbluten kann."

„Der Holländer ist ein Prahlhans, meint, er dürfe nur winken, und da kämen die Dreimaster über's Land gesegelt. Plätschert nur im Wasser! Wir haben aller Wegen gute Straße nach Harlem!"

„Wollen's abwarten," beharrte der Holländer und leerte gemüthlich einen neuen Humpen. Was sollte er sich mit Streiten aus seiner Ruhe bringen. Die holländische Land- und Seemacht hatte keine Verächter, aber viel Neider.

„Sind tüchtige Kerls, die Holländer," höhnte der Luxemburger, „fangen Heringe und machen Käse, wahre Riesenkerls! Und die Brabanter dazu, mit denen sie sich so eng eingelassen haben; die weben Spitzen, die eine Nadel zerreißen kann. Um die Brabanter über den Haufen zu rennen, da bedarf es wahrlich keines Kolben und keiner Schwertklinge."

Die Burgundischen schmunzelten bei diesen Wortgefechten gar selbstgefällig. Sie glaubten sich in großer Sicherheit, als die Gastgeber, die sich keiner

Unart schuldig machen durften. Zeigten doch auch die Andern einen gewissen Respect vor ihrer Wirthsrolle, die ihnen sattsam schmeichelhaft war.

Bald genug vergaßen auch die übrigen Parteien ihre Streitigkeiten, da sich noch mancherlei andere Vergnügungen für sie an die Tafelfreuden schlossen.

Man eilte vom Banquet zur Thiercomödie. Bestien aller Art traten unter dem lautesten Beifall der Zuschauer auf, und spielten ihre Rollen mit großer Geschicklichkeit.

Da kam der Löwe und kämpfte mit dem Hahn um die glänzenden Federn seiner Schwanzsichel. Dem Hahn schwillt der Kamm immer höher; in seinem Stolze bemerkt er es nicht, daß er eine Feder nach der andern verliert. Völlig kahl geworden, tritt er an einen Teich, und wie er sein Bild so verunstaltet sieht, kräht er sich zu Tode.

Der Löwe fegt mit seiner Mähne die Federn zusammen, und da er nicht weiß, was er damit beginnen soll, bietet er sie dem Bären an, wenn dieser ihm dafür seinen Pelz abtreten wolle; der Bär läßt sich dazu überreden, der Pelz ist ihm schon oft eine Last gewesen; kaum aber ist er seiner los, so trifft ihn der Pfeil einer Armbrust, und verwundet

ihn zu Tode. Die Hahnenfedern bleiben auf dem Kampfplatz zurück. Der Löwe schleppt mühselig das Bärenfell mit sich herum, da begegnet ihm der Fuchs, dem er seine Geschichte erzählt. Der Fuchs räth ihm, sich in das Fell zu hüllen, und der Bärin in der Verkleidung einen Besuch zu machen. Der Löwe läßt sich überreden und wird ein Opfer seines Vertrauens. Die verzweiflungsvolle Bärin glaubt den Mörder ihres Gatten vor sich zu sehen und bringt ihn um. Der Fuchs aber schleicht auf den Kampfplatz und nimmt die Hahnfedern mit nach seiner Höhle. Dort legt er täglich eine vor ihren Eingang und lockt damit die Hühner herbei, die ihren Hahn suchen. So findet der Fuchs seine Nahrung.

„Die Moral ist gut genug für diese Possenreißerei," sagte Faustus zu seinem Herrn, da sie der Comödie aufmerksam zugeschaut hatten. „Der Stolz und die Dummheit verlieren allemal, wenn sie sich in einen Kampf mit der List einlassen. Man sieht daraus, daß manche Dinge nur in manche Hände gehören."

Faustus erweiterte durch diese Philosophie sein Gewissen immer mehr. Er war der Meinung, daß

dem Klugen die Welt gehöre, und daß er keines Menschen Eigenthum zu respectiren habe.

„Ihr beutet Alles nur zu Euerm Vortheil aus,“ sagte Jansen, „ich hab’ ganz andere Gedanken dabei gehabt, und meiner Meinung nach durfte das Stück noch gar kein Ende haben. Der Fuchs allein sollte bestraft werden.“

„Mit nichten, Meister, der Fuchs allein verdient den Lohn. Morgen fordere ich den meinen vom Herzog.“

Ein Fackelzug, der auf dem großen Marktplatze aufgeführt wurde, beschloß die Freuden des ersten Festtages. Ermüdet und betäubt von dem zu viel Genossenen, begaben sich die Gäste und Zuschauer in ihre Schlafgemächer und Betten. Nur Faustus Augenlider waren noch nicht schwer, er schlich, wie jeden Abend, in das Laboratorium des Zwerges, nachdem er zuvor des Herzogs Leibpagen bestimmte Anordnungen für seinen Patienten gegeben hatte.

Herzog Philipp erwachte am folgenden Morgen in frischester Kraft, wie es sein neuer Bekannter ihm prophezeit. Es verlangte ihm, den kleinen Mann

wieder zu sehn, der ihm eine Art von Orakel zu werden begann, um ihm seine Beobachtungen beim gestrigen Volksfest abzufragen.

Statt seiner ließ sich Meister van Eyck melden.

Der Herzog hatte noch nicht einmal Zeit gewinnen können, das neueste Bild des Malers zu beschauen. Ein Page mußte es sogleich herbeiholen, und da van Eyck in das fürstliche Gemach trat, fand er den Herzog in sarazenischer Morgentracht, seinem christlichen Bilde gegenüber.

Philipp schien den Schöpfer über dem Geschöpf vergessen zu haben, so ganz verloren waren seine Blicke in das Allerheiligste der Kunst.

Das Bild stellte die Verkündigung Maria's dar.

Die Jungfrau erfährt, daß durch ihren Sohn die Welt erlöst werden soll. Der Engel beugt sich vor der Würde dieses Weibes, das Weib beugt sich in Demuth vor Gott. Die Jungfrau empfängt die himmlische Botschaft ohne Stolz und ohne Furcht, sie ist ergeben in den Willen des Herrn, sie zagt nicht vor ihrer Größe, sie erliegt nicht im Gefühl ihrer Niedrigkeit. So war die Maria von van Eyck, die Gott ergebene Magd, die würdevolle Jungfrau,

die ahnungsselige Mutter, die unschuldsvolle Königin.

Van Eyck folgte eine Weile mit seinen Augen denen des Herzogs; endlich machte er sich aber doch bemerkbar. Der Herzog sah ihn forschend an.

„Ihr fühlt, was Ihr malt,“ sagte er, „Ihr denkt nicht blos, Ihr glaubt!“

„Ja, Herzog von Burgund. Ihr mögt drum lächeln, aber in meiner Brust wächst des Glaubens Baum neben dem Tempel der Kunst. Der Lorbeer schlingt seine Ranken um das Kreuz.“

„Ihr macht des Meisters Dornenkrone für Euch zum Ruhmeskranz.“

„Wär's so, ich wollt' mich freuen! Wo find' ich einen Gegenstand, würdiger, meine ganze Seele zu ergießen? Glaubt mir's, Herr Herzog, wie Eure Alchymisten die Hexenkunst des Goldmachens zu erobern suchen, so werd' ich nimmer fertig, Farben zu mischen, um der Erde Heiland in das Licht der Verklärung zu kleiden.“

„Beides aber ist eitel, Herzog von Burgund; eitel alles Goldsuchen, eitel der Versuch, den Heiland in seiner ganzen Majestät darzustellen.“

„Wer aber auf dem Wege dahin ist, mag nicht zurück,“ sagte Philipp.

„Kann nicht!“ rief van Eyck. „Wer einmal erfüllt ist von der Himmelsglorie dieses höchsten Lichtes, dem dünkt Alles fahl und kalt. Empfand es gestern, da die Fackelzüge vorüber kamen. Es war nichts von Glanz darin. Möcht's nicht malen das irdische Feuer, in keiner Gestalt. Es erlöscht, mag's ein Freudenfeuer oder eine zehrende Flamme sein; es verlischt, nur Eines bleibt.“

Van Eyck's tiefe, volle Stimme drang mit Gewalt an Philipp's Herz, aber er wollte keine Bewegung zulassen.

„Seht doch,“ sagte er ablenkend, „da habt Ihr ja an dem Stuhl der Maria ein gar wundersam Schnitzwerk angebracht. Je länger man dahin sieht, je mehr Kunstfertigkeit entdeckt man.“

„Das Schnitzwerk stellt den Sündenfall vor, Herzog von Burgund. Es kommt mir oft bei, noch mancherlei an meinen Gemälden anzubringen, wenn ich so eigentlich damit fertig bin. Ich vermag mich nicht davon zu trennen, der Gedanke ist nicht erschöpft, er schließt so Vieles ein, was die Stümperhaftigkeit der Kunst nicht in einer Gestalt auszu-

drücken vermag, und der Maler macht mitunter Andeutungen, die nur ihm verständlich sind. Ihr kennt meine „Verehrung der Könige," Herr Herzog, da seht Ihr ein kleines Crucifix, welches auf die spätere, äußere Schmach und Erniedrigung des Höchsten hindeutet, und einen bestimmten Gegensatz zu der „Verehrung der Weisen" bildet, obwohl es dieselbe erklärt. Dieses Crucifix hat Niemand verstanden, dem ich's nicht erklärt. Der Maler soll immer nur das Geschehene oder das Vorhandene geben, aber wir Künstler haben Ahnungen und Offenbarungen."

„Und welche Ahnungen erfüllen Euch in unserer Zeit, welch' ein Bild würdet Ihr uns malen wollen, wenn wir Euch die freie Wahl ließen."

„Ich würde Euch zurückführen müssen nach der Wüste, wo sie das goldne Kalb anbeteten."

Der Herzog biß sich auf die Lippen. „Ihr redetet aber von Offenbarungen," sagte er.

„Die Zeit ist ein geflügelt Wesen, sie entschwingt sich uns, so bald wir sie zu fassen gemeint haben, ist sie dahin, aber ihr Flügelschlag ist verschiedener Art. Er trägt zum Himmel empor und schleudert zur Hölle hinab. Ueberlegt selbst, Herr Herzog, wie es die heutige Zeit mit Euch treibt. Wollt' ich Euch

ein Bild Eurer Zeit geben, so hättet Ihr ein sauberes Handgemenge von Astrologen und Alchymisten, von Zauberern und Wahrsagern, die alle dem großen Gott in's Handwerk zu pfuschen meinen, und es nicht gewahr werden, wie ihnen das Licht immer mehr verschwindet und sie immer tiefer in den Pfuhl versinken."

„Verzeiht, Herr Herzog, aber Eure Zeit ist eine Zeit des Baalsdienstes, und Ihr dürftet Euch berufen fühlen, die Kinder des Verderbens zu retten."

Herzog Philipp lächelte. „Genug, Meister," sagte er, „Euer Eifer treibt Euch zu weit. Unsere Zeit ist die der Erfindung, der wachsenden Civilisation, wir erforschen die Natur und erheben uns zu dem Herrn der Schöpfung; wir entwickeln Künste und Wissenschaften, und meinen damit die Kinder des Verderbens vor dem Baalsdienste zu schützen."

„Wißt Ihr doch selbst am Besten, Meister van Eyck, was die Zeit in Euch hervorgebracht. Eben fällt uns aber ein, daß wir noch kein Portrait von Eurer Hand gesehn. Könntet Ihr Euch entschließen, uns das Bild unserer Muhme Jacobäa zu geben? Ihr versteht wie kein anderer Maler, Goldhaare zu malen, wie solche in Locken um ihr Haupt wallen,

und die faltigen Gewänder, die sie trägt, drapirt Ihr sicher meisterlich. Stellt sie uns dar, wie sie in einem Nachen durch die Fluth schifft und Nixen sie bedienen."

Der Meister schüttelte den Kopf. Ihm lag Höheres im Sinn, als ein Nixenbild. „Das ist Alles zu gebrechlich," sagte er: „ein schwankend Boot, trügerische Wogen und falsche Sirenen."

Der Herzog lächelte. Er hatte ja ein ächtes Lebensbild Jacobäa's verlangt. „So laßt einen Stern über ihrem Schiffe aufgehen," sagte er. „Ein trügerisches Himmelslicht, das sie nicht erreichen kann."

So tief wurzelte der Spott des Zweifels in Philipp's Seele, daß er sich als Schlingpflanze des Scherzes selbst in die ernsthafteste Unterhaltung bei ihm verflocht.

Der Meister versprach, über die aufgegebene Arbeit nachzudenken, und war herzlich froh, den Herzog, den er allzu leichtfertig befunden, verlassen zu können.

Faustus trat fast in demselben Augenblicke bei dem Fürsten ein, da der Maler ging.

„Sicher habt Ihr süß geschlafen, und reiche Träume gehabt," sagte der kleine Mann, da der Her-

zog ihn zum Reden aufforderte. „Ja, ja, das Mittel ist unfehlbar, das ich Euch gab. Bin gestern wieder einen Schritt vorwärts gekommen in der Heilkunst. Bei Eurer Thierkomödie, Herr Herzog, fiel mir's ein: ein Löffel voll Fuchsblut, zur rechten Zeit eingegeben, könnte manchem Einfaltspinsel nützen."

„Redet ernsthaft, Faustus; wir sind heut nicht zum Scherz gelaunt. Die Wissenschaft ist ein zu heilig Ding. Wir wollen strenge Wahrheit hören."

„Verzeiht, Herr Herzog, ich rede nach bester Ueberzeugung. Werdet's doch nicht leugnen wollen, daß Eines aus dem Andern sich geschickt entwickelt hat, bis endlich aus dem Affen der Neger erstand und seine Menschenrechte erwarb. Warum wollt Ihr nicht zugeben, daß es auch Uebergänge von Füchsen und Bären geben könne; liefert Ihr doch selbst den Beweis, daß der Königliche Löwe in Menschengestalt umgeschaffen werden könne. Seht, ich meine den Vogel und die Katze in mir zu vereinen. Möcht' auf allen Bäumen herumflattern und kann doch auch leise und behutsam schleichen, habe leichtes Blut, und kann doch auch geduldig lauern.

Das bringt gar oft einen seltsamen Krieg und Zwiespalt in mir selbst hervor."

„Seid gestern leise aufgetreten, wie wir vermuthen. Wie findet Ihr die Stimmung des Volkes?"

„Gut genug für Euch. Schlimm für Eure Muhme. Sie gewann sich kein Vertrauen. Die Heirath mit dem Herzog soll dem heiligen Vater Anstoß geben; die Luxemburger dünken sich schon unter baierischem Schutze, und Alles will gegen sie."

„Aber die Holländer sind standfest."

„Wenn sie nicht in zwei Parteien auseinander klappten. Will so eigentlich Keinem recht das Weiberregiment behagen. Ist's nicht die Eine, so nimmt's die Andre. Mutter und Tochter zerren Beide an den Zügeln der Regierung."

„Der Baier also wäre ihr Hauptfeind?" bemerkte Philipp.

„Er ist schwerfällig, und es wäre leicht, ihm zuvorzukommen."

„Meint Ihr?"

„Und dann — der Baier ist nicht unsterblich."

„Haltet ein!" rief Philipp, „Ihr werdet nicht dran glauben, daß so viel Kraft erliegen könnte, was sollten wir sonst von uns denken."

„Daß die Tanne sich im Sturme biegt, wo die morsche Eiche zerbricht.“

„Wie stellen sich die Engländer zu den Uebrigen?“

„Mürrisch, still, plump. Sie halten's mit den Holländern. Die strecken die Beine so kaltblütig von sich und wirbeln ihren Qualm in die Luft, wie jene. Es ist ein Volk; Wasserratten Beide. Sie schwimmen zusammen, sollt' es losgehen.“

„Da hätte Frankreich wohl noch drein zu reden,“ dachte der Herzog. Unruhig ging er ein paar Mal im Zimmer auf und ab, während Faustus die Malerei van Eyck's betrachtete.

„Ein frommer Mann der,“ sagte er leise; „kommt aber damit nicht von der Stelle. Seine Farben verbleichen, wie die Religion, die er malt. Es ist Alles Thorheit damit.“

„Die Weisheit besitzt Euer Zwerg im Zauberzelt,“ lachte Philipp. „Nun, Ihr mögt Recht haben.“

Anders dachten zwei Männer, die bei einem Glase Clairet in einem Eckzimmer der „Swaluwe,“

dem vornehmsten Gasthofe zu Gent, saßen, abgesondert von der lauten Gesellschaft im Speisesaal, wo das Turnier, der Zwerg und der Engländer den Stoff zu lauten und lustigen Gesprächen boten.

Diese Beiden waren ernst und verschlossen.

„Es kann und wird nimmermehr gut gehen," sagte Arnold Beiling, indem er den Becher, den er eben zum Munde führen wollte, noch einmal niedersetzte. „Der Lütticher greift zu, sobald sich eine Gelegenheit bietet, er vergißt's nimmer, daß das Hennegau einst ein Lehen von Lüttich war."

„Undankbar genug wär's immerhin, wenn er der Dienste nicht eingedenk sein wollte, die ihm Wilhelm leistete, da er gegen die Stiftslande nichts auszurichten wußte. Hat er nicht damals Verzicht gethan auf die Erbschaft, das Bisthum übernommen und der Tochter überlassen, was ihr rechtmäßig zukommt?" erwiderte Frank von Borsel.

„Werdet's erleben," fuhr Arnold fort, „wie Holland noch aus tausend Wunden bluten wird, und Alles nur darum, weil ein junges Weib ohne Erfahrung auf einen Platz gesetzt wird, der nur für Männer bestimmt ist. Seit Jacobäa da oben steht, meint

Jeder ein Recht zu haben, sie herunter zu zerren. Der Lüttcher will des Bruders Land, die Wittwe des Brabanter mag auch nicht gutwillig zurückstehen und der von Burgund, den sie zum Schiedsrichter ausrufen werden, nimmt wohl die ganze Prise für sich. Weil der Lütticher im eigenen Stiftslande nicht fest sitzt, meint Ihr, werde er sich einen andern Stuhl zurecht rücken? Nimmermehr! Der Holländer weiß, daß der Bischof nicht Ruhe halten kann, und daß er vor Hochmuth berstet, so bald er oben zu sitzen kommt; sie lassen ihn nicht heran, Ihr werdet's sehn. Holland steht mit Leib und Leben für die neue Regentschaft ein. Sie haben's noch nicht vergessen, wie die Sechsundzwanzig an einem Tage geköpft wurden, und der vielen Geistlichen und Frauen, die man in die Maas jagte, ist man auch noch eingedenk. Einen Herrn wie den, duldet kein niederländisch Herz. „Und glaubt Ihr, sie wird's besser machen, wenn man sie drängt und hetzt. Verwirrung wird sie anrichten allerwegen, denn, mag sie noch so schön und gut sein, es fehlt ihr die Einsicht. Ist's doch unmöglich, daß sie mit der geschwächten Partei der Hoecks sich dem starken Anhange des Lüttichers entgegen werfen könne. Haben doch die

Hoeck'schen selbst darein gewilligt, den Lütticher als vormundschaftlichen Regentschaftsrath einzusetzen, und es wäre auch dahin gekommen, hätte sie sich nicht zu der Verbindung mit dem Brabanter willig finden lassen; doch scheint mir's noch ein Leichtes, ein päpstlich Breve auszuwirken, das diese Verbindung der Geschwisterkinder null und nichtig erklärt."

Frank ward nachdenklich. Er mußte Arnold zugeben, daß er Recht habe, daß für das Land wenig Ersprießliches zu erwarten sei, daß es zum Heil der Provinzen nimmer gereichen könne, wenn an jedem Zipfel ein Anderer zupfe, daß das Land dabei in Stücken zerreißen müsse, ja, er mochte wohl an dem Gedanken, Jacobäa könne durch die päpstliche Entscheidung ihres Gatten wieder los und ledig werden, nicht ungern hangen, doch kam ein ander Ding diesen Gedankengang zu hemmen, und ihn in gar düstere Befürchtungen zu versenken. Noch standen die Bilder der jüngsten Ereignisse lebhaft vor seinem Auge, noch sah er die stolze Gestalt des Engländers gegen sich aufgerichtet, noch fühlte er den Stich im Herzen, da er des Augenblickes gedachte, in welchem Jacobäa die Turnier-Dänke austheilte, und Glocester länger wie die Anderen sich gegen sie neigte als

ihre Hand die Kette an seinem Halse ordnete. Wenn es nun also käme, wie Arnold voraussah, wenn der Lütticher die Parteien sammelte, wenn der Papst die Ehe für nichtig erklärte, wenn die Brabanterin sich mit dem Baier verband, und gegen ihren Schwager kriegte, war's dann nicht so ganz natürlich, daß sich Jacobäa an England wendete, daß sie dort Hilfe suchte, und daß aus dieser Verbindung nur Hollands Niederlage erwachsen mußte? —

Was Frank ungern zu denken wagte, sprach Arnold ruhig aus. „Sie hat schon angeknüpft," sagte er kalt. „Die Weiber regieren nicht einen Tag, ohne einen Günstling zur Seite zu haben. Gebt Acht, es währt nicht lange, so stehen wir unter englischer Kriegszucht. Das kommt sicherlich nach!"

„Der Herzog von der Insel ist ein feiner Herr, und wenn's Euch auch gelang, ihn aus dem Sattel zu heben, so hat er doch der Sattelfestigkeit genug, um sich in Frauengunst zu erhalten. Hab's wohl beobachtet beim Turnier, daß mir's in den Adern kochte, wie sie ihn ausgezeichnet hat vor den Uebrigen. S'ist keine Rettung mehr, Frank von Borsel, wir werden englisch und haben Krieg im eigenen Lande."

Frank wollte nichts davon hören.

„Weil er den Kopf hoch trägt, herrscht er noch nicht über ein Volk, das dem Engländer zu Kopf wächst.“

„So lange England noch in den französischen Krieg verwickelt ist, so lange der Herzog von Bedford den größten Theil der brittischen Streitkraft dort nöthig hat, wird sein Bruder nicht daran denken, die andere Hälfte über See zu führen, um einer Niederländerin gegen ihr aufsässig Volk dienstwillig zu sein.“

„Nicht um ihr dienstwillig zu sein, aber um die ganze Nebenbuhlerschaft durch einen gemeinschaftlichen Handel auszugleichen und selber den größten Gewinn davon zu haben,“ sagte Arnold.

Frank stützte den Kopf in beide Hände. Unruhig strömte das Blut ihm durch die Adern. Die politischen Händel mußten ihren Lauf nehmen. Noch war Glocester selber hier, noch lag kein Grund zu einer Anklage vor, und doch — warum konnte er nicht vor Jacobäa treten, warum sein warnendes Wort nicht in ihr Ohr dringen lassen, warum nicht handeln, ehe noch etwas geschehen war, das sie bereuen konnte?

Die Antwort war einfach genug, sie stand in klarer Schrift auf Arnold's gerunzelter Stirn. Weil sie ein Weib war, mußte er schweigen, weil sie sich argwöhnisch beleidigt von ihm wenden würde.

„Ihr habt nur zu Recht daran," sagte er zu Beiling, der nicht wissen konnte, welchen Weg seine Reflexionen eingeschlagen hatten, „wir sind zum Warten verdammt. Es läßt sich nichts thun als schweigen."

„Und achtsam sein," sagte Arnold, „daß uns das fremde Volk nicht über den Hals kommt, um die englische Flagge auf unsern Schiffen wimpeln zu sehn."

Arnold lachte bitter. „Hofft immerhin das Beste, ich bleibe auf das Schlimmste gefaßt. Mit einem Volk, das aus Piraten besteht, die kein fremdes Handelsschiff unberaubt vorbei passiren lassen, das mit scheelem Auge nach Holland herüberblickt, seit unsere Handelsflotte sich in der brittischen See heimisch weiß, mit einem solchen Volk, das nur auf den Augenblick lauert, wo es Verrath üben kann, mag ich nichts gemein haben, kaum eine Hoffnung."

Frank war düster geworden. Das Wohl der Provinzen lag ihm gewiß eben so sehr am Herzen wie Arnold, die Fremdherrschaft dünkte ihm eben so

verabscheuungswürdig wie Jenen, dennoch war die Wahl zwischen der Obergewalt des Lüttichers und der Beihilfe Englands immer eine schwer zu erledigende. „Laßt uns Vertrauen fassen und auf ihren Glücksstern hoffen,“ sagte er, trank den Becher aus und verließ den ernsten Arnold in Befürchtungen versenkt, um sich nach dem Hause van Eyck's zu begeben, wo er gern ausruhte, wenn das Leben ihn in Kämpfe zu verwickeln drohte.

Grade in der Zeit da Holland durch innere Kämpfe und Parteiungen zerrissen war, bildeten sich Bündnisse und Vereine in den Niederlanden, welche die Förderung nützlicher Gewerbe und jeder löblichen Geistesthätigkeit in's Auge faßten und zu hoher Blüthe entwickelten. Das Bedürfniß nach wahrer Religiosität hatte sich nach den vielfachen Betrügereien der Mystik und den Ausschweifungen von Sektirern, welche sich pantheistischen Schwärmereien ergaben, so fühlbar gemacht, daß es nur der Anregung und des Zusammenrufes bedurfte, um eine Gesellschaft zu organisiren, die an dem Werke einer

geistigen Reorganisation, den damals in Spitzfindigkeit und trockener Gelehrsamkeit absterbenden Scholastikern sich gegenüber stellen konnte. Die Zeit hatte dieser Vereinigung durch den Verfall aller Humanitätsbestrebungen vorgearbeitet, und der Gedanke für die Erziehung des Volkes in einfacher und practischer Weise wirken zu können, fand so lebhaften Anklang, daß sich rasch, und wie auf längst fundirtem Grunde, die Gesellschaft zu dem gemeinsamen Leben bildete, welche sich die Erziehung der Söhne des Landes angelegen sein ließ. Einigkeit, Gemeinsamkeit, Gleichheit der Ansprüche, Bedürfnisse und Rechte, bildeten den Kitt dieser Korporationen, aus denen die bedeutendsten Redner und Erzieher der damaligen Zeit hervorgingen.

Einer vor allen machte seinen fördernden Einfluß auf Frank von Borsel und schon zu einer Zeit geltend, da sein mit allen Anlagen zu einem tüchtigen Character ausgerüsteter Geist erst die Flügel zu regen begann.

Thomas a Kempis, der kindliche, warme, selbstverleugnende, weltverachtende Bruder des gemeinsamen Lebens, ward der Erzieher des feurigen, lebendigen, thatendürstenden Frank, und bald umschloß

das Band innigster gegenseitiger Freundschaft den Mann und Jüngling.

Wenn Frank stürmen wollte, sprach Thomas ein beschwichtigendes Wort und die Wogen legten sich; wenn Frank ermüden wollte, fachte Thomas die Flamme seines Geistes wieder von Neuem an und sie loderte hell empor. Frank war mehr zur That geboren, als zur Reflexion geneigt, das Leidenschaftliche seiner Natur riß ihn zu edeln Unbesonnenheiten hin, die Thomas mit seinem milden Wesen auszugleichen wußte. Frank ergriff nichts, er ward gepackt, fortgerissen, Thomas zügelte, hemmte in solchen Augenblicken. „Selbst in der Begeisterung für das Höchste im Leben, müssen wir Maaß zu halten wissen!" rief ihm Thomas zu. „Der gährende Most zerreißt allzuleicht die Schläuche." Frank lächelte dann wohl über sich selbst, er dankte der Lippe und der Hand, die ihn warnte und zurückhielt, aber seine Natur, ein überkräftig ungezügelt Roß, durchbrach nur allzu bald wieder die künstlichen Schranken. Es kam endlich die Zeit, da Frank das Kloster verlassen mußte. Die Trennung fiel den Freunden schwerer als sie's zuvor gemeint.

Frank hatte sich auf den ersten Ausflug in's Le-

ben wohl gefreut, Thomas hatte gemeint, er sei gestärkt genug, der Herzensneigung zu entsagen, doch als der Jüngling seinem theuern Lehrer in die Arme stürzte und sein wilder Schmerz ihn übermannte, da fühlte auch er, daß ihn die Welt doch gefesselt halte und er weinte wie ein Kind an Frank's Herzen.

„Gott segne Euch, mein lieber, lieber Sohn!" rief er zu vielen Malen, „erinnert Euch stets in Gefahren und Noth, in Drangsal und Angst, daß es eine Stelle giebt auf dieser Erde, wo Ihr ein unverändert Herz findet."

Frank verließ, von der Feuerkraft des Glaubens und eines energischen Wollens durchdrungen, das Kloster, um in die Welt zu treten.

Er bestand die Prüfungsjahre seiner Knappenschaft ohne Tadel und empfing den Ritterschlag von fürstlicher Hand, bei Gelegenheit einer großen Kirchenfeierlichkeit, wie es damals Sitte war, im geweihten Gotteshaus. Bald darauf trat er seine Erfahrungsreisen durch Welschland und die brittische Insel an, und hielt sich dann an Philipp's von Burgund glänzendem Hofe auf.

Die Familie der Borsel's gehörte zu den ersten

Hollands, und Frank war bestimmt, kein unwürdiger Sproß derselben zu werden. Jung verwaist, hatten ihm die fünf Jahre des Klosterlebens Eitelkeit und Genußsucht verachten gelehrt, und für seine Lebensanschauung den Maaßstab tief religiöser und streng sittlicher Erkenntniß in Wahrhaftigkeit gegeben. Seine Knappenzeit unter Anton von Brabant lehrte ihn Selbstbeherrschung und Regelmäßigkeit, und als er sein Erbe antrat, erkannte man ihn gern als vollendeten Ritter an, und trotz seiner Jugend wetteiferten die Häupter der verschiedenen Parteien, ihn in die Interessen ihrer Politik zu verflechten.

In diesem Gewirr von Intrigue und falscher Freundschaft ward ihm das Haus van Eyck's eine wohlthuende Friedensstätte. Eine Botschaft von dem Brabanter Hofe an den Meister der herrlich aufblühenden Malerschule, führte ihn zu Jansen und Margarethen und brachte ihn in Berührungen, die magnetisch waren.

Zur Freundschaft, die ihm ein junger frommer Lehrer im Kloster geboten, gesellte sich die künstlerische Gewalt, die ihn durch van Eyck elektrisirte.

Beide, Thomas a Kempis wie van Eyck, trugen die höchsten Ideale in ihrer Seele, Beide strebten

sie zu verwirklichen, Beide lehrten und handelten nach höhern Impulsen, und in verschiedenen Formen. Beide boten die schönsten Blüthen ihres Herzens dem begeisterten Frank dar, an dessen Jugendfülle sie Anregung und Genuß schöpften.

Die letzten Ereignisse hatten viele und tief erschütternde Aufregungen in Borsel hervorgerufen. Ueberwallend hatte er seiner Leidenschaft für Jacobäa in seinem Innern Raum gegeben, vielleicht um so mehr Raum, je hoffnungsloser sie war. Diese Leidenschaft hatte ihm die Kraft, zum Kampfe mit Glocester gegeben. Mit der Gluth romantischer Liebe war er für die Dame seines Herzens in die Schranken getreten, doch überzeugte er sich nur zu bald, daß diese Dame seines Herzens seinen Nebenbuhler begünstigte, er gewann dadurch seine gewohnte Selbstbeherrschung wieder, aber die Abkühlung seines Gefühls Jacobäa gegenüber und der Haß gegen Glocester führte ihn zu der ungünstigen Beurtheilung der Verhältnisse, die wir aus seinem Gespräch mit Beiling kennen, sein Stolz war durch den Kampf mit Glocester und den allgemeinen Beifall, den die Niederländer ihm zollten, genährt, er fühlte bei aller Bescheidenheit sich als einen Mann der Zukunft, als

eine Hoffnung seines Vaterlandes und sein Inneres empfing eine gewisse Weihe durch die Ahnung eines Kampfes, der in seinem Herzen wie ein drohendes Wetter aufzog, des Kampfes seiner Liebe zu Jacobäa, mit seinem heiligen Streben für Hollands Wohlfahrt und Ruhm.

Kaum von Arnold verabschiedet, hatte er erst wenige Schritte aus der Swaluve gethan, als ihm lauter, fröhlicher Lärm entgegenschallte, und er einen langen muntern Jagdzug daher kommen sah, der sich durch die Hauptstraße der Stadt nach der nahen Falkenwiese, unweit des Weichbildes von Gent zu begeben schien.

Voraus die Helfer und Edelknechte mit den Hunden aus Artois und England, deren Herzog Philipp eine Koppel zu Schiff hatte herüberbringen lassen, und neben dem Herzog der Engländer selber, im grünen Jagdrock, den Mantel von irländischem Thierfell über der Schulter, den brittischen Hochmuth in jeder Linie seines Gesichts, während er sich galant zu seiner Nachbarin, der schönen Jacobäa, neigte. Scheint's doch, als sollten wir von oben herab und von unten hinauf ganz englisch werden, dachte Frank, indem er rasch vorübereilen wollte,

den Zorn, der ihm die Stirnadern schwellte, unterdrückend, doch Philipp hatte seinen jungen Freund längst bemerkt und seinem Leibpagen den Befehl gegeben, den kühnen Sieger beim letzten Turnier zum Anschluß an den Jagdzug aufzufordern. Frank war so erregt von Allem was er eben empfand, daß er dem Edelknecht kaum Bescheid zu geben wußte. Er hatte sich bereits verpflichtet, er wollte, er dürfte nicht Theil haben an einem Vergnügen, bei welchem Glocester der geehrteste Gast war, und dennoch zog es ihn mit Gewalt der fürstlichen Frau nach, die keinen Blick für ihn gehabt und Wort und Lächeln dem fremden Gaste zugewendet hatte. Er wußte es selbst nicht, was er dem Edelknecht erwidert, raschen Fußes war er von dannen und seiner Wohnung zugeschritten, hatte das Jagdkleid angelegt, und festlich gerüstet mit Waidtasche, Pfeil und Bogen, stand er dem hohen Wandspiegel mit prüfendem Blick gegenüber. Seine Pulse klopften, er konnte heute keine feste Hand haben, der Pfeil mußte seinem Ziel vorbeijagen und der Preis der Jagd einem Andern zuerkannt werden, als ihm.

Warum sollte er abermals neben ihm stehn, warum ein Spiel aufnehmen, das die Leidenschaft

zu einem unerwarteten Ende führen konnte, warum die Klarheit von des Politikers Auge durch die Eifersucht des Verehrers weiblicher Schönheit verdunkeln lassen? — Nein, Frank mußte frei bleiben von so bethörenden Einflüssen; er konnte Jacobäa dienen mit Leib und Blut, sein Leben für das ihre geben; aber Ansprüche der Eitelkeit erheben, in denen der begünstigte Nebenbuhler Sieger bleiben mußte, dem Feinde des Landes, den Interessen des Staates, den Triumphzug verschönern helfen, das wollte er nicht.

Während Frank überlegte, beruhigte sich sein rasches Blut. Es war ihm selbst, als stehe sein Freund und Lehrer neben ihm, als lege er seine Hand an das klopfende Herz und fragte ihn mit seinem milden Lächeln: „Warum Frank, warum so viel Unruhe um ein blendend Werk der Sinne? Ja, warum die Ruhe, und mit ihr die Kraft, die Selbstherrschaft, die Freiheit der Seele, die Ehre des Mannes leichtfertig auf's Spiel setzen? —

So verführerisch das Bild immerhin war, das ihn hinauslockte, Jacobäa's Dienertroß zu vermehren, ihrem Falken nachzujagen, ihre Gunst im wilden Spiel zu erjagen, — er wandte den Blick von der Verlockung ab und ernsteren Betrachtungen zu.

Ihr Diener, ihr Vasall, ihr Freund wollte er bleiben, niemals aber das Spielwerk ihrer Laune werden.

Eben so hastig, wie er sich zur Jagd gerüstet, legte er ruhig die Kleidung wieder ab. Er hatte vielleicht in diesem Augenblick den größten der Siege errungen, und einen ernsten Schritt in's Mannesalter gethan. Er kehrte zu seinem früheren Vornehmen zurück. Zu Eyck und Margaretha führte ihn sein Weg, zu dem begeisterten Freunde der Wahrheit in der Kunst, nicht zu den falschen Spielern der Galanterie, die heimlich ehrgeizige, selbstsüchtige Pläne bauen und äußerlich die lächelnde Miene demüthiger Ergebung zur Schau tragen. Zwar war auch hier seine Stellung eine schwierigere geworden, doch half der Ernst der Zeit und die Würde der Persönlichkeiten, mit denen er es zu thun hatte, ihm über die augenblickliche Befangenheit hinweg. Wenn Frank in Margarethen eine tiefere, innigere Freundschaft für sich ahnete, ja wenn er früher wohl in argloser Hingabe an die ältere Frau sich wärmer, inniger gezeigt, als es das alltäglich Erlaubte gestattet, so konnte jetzt, wo er zum ersten Mal innerlich die Kraft der Begeisterung empfunden, deren sein Herz

für ein Weib fähig war, noch weniger wie zuvor, der Gedanke in ihm zur Reife gedeihen, sein Schicksal mit dem Margarethens van Eyck zu verknüpfen. Es lag ihm die Pflicht ob, mit kurzem, raschem Schnitt die kranke Stelle ihrer Brust zu heilen, damit er sie, sie ihn nicht verliere. Es hatte mit zu den Gesetzen der Brüder des gemeinsamen Lebens, unter denen Frank seine erste Erziehung genoß, gehört, in gegenseitigen Mittheilungen sich die Fehler zu bekennen, die sich in eine gesunde Lebensentwickelung, wie giftige hemmende Ranken hineinflechten und einer geschickten Freundeshand das behutsame Ausrotten dieser Ranken anzuvertrauen.

Auch Frank hatte sich daran gewöhnt mit Thomas von Kempen jedes innere Ereigniß seiner Seele zu besprechen, es vor ihm bloß zu legen. Seitdem dieser entfernt von ihm war, hatte ihm Margaretha ersetzt, was ihm in Jenem genommen war. Sie sollte ferner klar sehn, auch der gegenwärtige Zustand seines Herzens durfte ihr kein verborgener bleiben. Sie konnte an seiner Krankheit genesen. Er hatte sie um Jacobäa's Bild gebeten, und er wußte, daß dieses die erste Arbeit sein würde, die sie in kräfti ger Selbstüberwindung auf den richti-

gen Weg führen würde. Er hielt sie so hoch in seiner Achtung, daß er von ihr verlangte, was er an sich selber als höchste Forderung stellte. Selbstbefreiung, Standhaftigkeit, Einklang alles Thuns und Wesens mit der Wahrhaftigkeit der Gesinnung.

„Uns will's bedünken, Herr Eidam," sagte Margaretha von Baiern, zu dem Herzog von Brabant, der sich seit seiner Vermählung mit Jacobäa, nur dann seiner Schwiegermutter nahete, wenn er ungehalten auf die Herzogin war und von jener Recht und Zustimmung zu erhalten hoffte, „uns will's bedünken, als kämet Ihr nicht in allzu heiterer Laune vom Ringspiel zurück; habt Ihr die Lanze zu hoch oder zu niedrig ausgelegt? Oder ist sonst ein Querholz auf Euerm Wege gewesen? Sprecht frisch vom Herzen weg, Ihr wißt, daß wir's wohl mit Euch meinen."

„Nicht allzu wohl, Frau Mutter, sonst hättet Ihr mich nicht in die schiefe Lage gebracht, der Beiläufer Eurer herrschsüchtigen Frau Tochter zu sein. Ihr konntet es voraussehen, daß sie ihr Spiel mit mir treiben würde."

„So zerbrecht ihre Gewalt. Glaubt's nur, es ist nicht so schwer, dem hoffärtigen Wesen beizukommen, wenn man die schwache Seite der Weiber kennt. Niemand hat viel Acht auf uns gehabt, beim öffentlichen Schaugepränge, wir aber haben Alles wohl bemerkt, und wir können Euch sagen, Herzog von Brabant, daß die Dinge nicht alle sind, wie sie sein sollen.“

„Wie versteht Ihr das?“ fragte der Herzog, mit einem Gesicht, auf dem Ueberraschung die Albernheit nicht zu verlöschen vermochte.

„Ihr werdet's zeitig genug gewahren, wie man Jacobäen nur darum von allen Seiten geschmeichelt um sie recht sicher zu haben. Herr Eidam, wir müssen für das schwache Weib wachsam sein. Während sie mit dem bunt gefiederten englischen Hahn ihren Scherz treibt, dem der Scharlachkamm immer höher schwillt, wie jenem Komödiantenhahn, müssen wir unser Augenmerk auf den feinen Philipp, auf den finstern Johann gerichtet halten. Auch Ihr laßt Euch in Schlaf wiegen, von dem geistlosen Geplauder Elisabeth's von Görlitz, und ahnet nicht, wie sie statt nach Euern Ritterdiensten, nur nach Euern Ländern trachtet. Die Görlitzerin und der Baier

haben ihr geheimes Abkommen getroffen; Ihr mögt's nun glauben oder nicht, der Bischof sucht den Dispens des Papstes nach, um ein Ehebündniß mit Elisabeth zu schließen, und ist solches geschehn, dann rückt er mit verstärkter Macht Euch auf den Leib und nimmt Euch die niederländischen Provinzen. Die Partei der großen Fische steht seit Langem zu ihm und wer will's ihm wehren, sich gegen Euch zu wenden, wenn Ihr nicht auf der Hut seid und ihm zuvor zu kommen sucht?"

Den Herzog schüttelte es wie ein Fieber. Er, der das Lotterbett des Müßigganges kaum jemals verlassen, sollte mit einmal heraustreten auf das Feld des Krieges und sich in Verwickelungen gerissen sehn, die seinen Untergang herbeiführen mußten!

Margaretha lächelte höhnisch. „Nun habt nicht der Angst zu viel," rief sie. „Jacobäa wird Hilfe zu suchen und zu finden wissen, wo Ihr's nicht denkt. Sie wird sich an den Engländer wenden, und Glocester wird ihr mit der allezeit segelfertigen Flotte zu Hilfe kommen. Saht Ihr nicht, wie sie ihr Augenspiel mit dem schönen Nimrod trieb, wie er täglich ihr getreuer Begleiter auf den Jagden war, wie stets ein Lächeln seinen Mund umspielt, wenn ihr

Auge das seine trifft, wie er den goldenen Ehrenpreis, den er von ihr empfing, auf der Brust trägt und an die Lippen führt, wenn sie es bemerken kann; wie er sein Pferd in rasenden Galopp setzte, als sie neulich im Forstpark den Keiler beklagte, der verwundet schien und Demjenigen, der ihn rasch tödten würde, ein besonderes Zeichen der Belohnung versprach; wie sie da für Glocester den Ring vom Finger zog und auf die Spitze seines Waidmessers gleiten ließ. Wo hattet Ihr nur Eure Augen, Herr Herzog, daß Euch all das lose Spiel entging? Glaubt's nur, sie und der Engländer stecken unter einer Decke. Nun, vielleicht vermögt Ihr selber noch einmal Vortheil davon zu ziehn. Seit Glocester zum Reichsverweser von England ernannt worden, steht's ihm zu, über eine bewaffnete Macht zu gebieten, und wer kann wissen, welche Handelscontracte zwischen Holland und der brittischen Insel nicht daraus erwachsen?"

Margaretha lachte nun so laut und sah so boshaft dabei aus, daß der Herzog die Gewalt, in die er sich begeben hatte, aufrichtig zu fürchten begann, da er sich ihr gegenüber ganz verstandlos fühlte. Er erhielt mit jedem Tage deutlichere Beweise, wie

Margaretha auf eine Niederlage Jacobäa's hinarbeitete, und da er nicht glauben konnte, daß sich dieser Vernichtungseifer auch über die Provinzen ausdehnen könne, die sie geerbt, so meinte er endlich, daß es das Beste sein würde, sich diesem Weibe eng verbündet zu erhalten, und sich an ihre Partei recht fest anzulehnen, sobald der Thron zu wanken begänne, auf welchen Jacobäa ihn geführt. Wie wenig nun der Herzog selbst für diese zu thun gesonnen war, ja wie er sie öffentlich durch sein unritterliches, weibisches Benehmen herabgesetzt, so wühlte doch der Dorn einer hämischen Eifersucht in seiner Brust, und er nahm sich vor, bei erster Gelegenheit seine Stacheln gegen Jacobäa zu kehren.

Elsan hatte inzwischen, während Alles um sie her jubelte und lärmte, jede Qual der Verlassenheit durchempfunden. Sie befand sich in einer von Menschen überfüllten Stadt, wo sich nur Einer ihrer annahm, dem sie hätte ausweichen mögen, um nicht durch die Last der Dankbarkeit noch tiefer gebeugt zu werden, und wo Derjenige, um dessetwillen

sie sich in das Gewühl stürzte, sich verächtlich von ihr abwendete.

Als sie die Pflegerin ihrer Kindheit, ihre alleinige Stütze im Leben zerbrochen glaubte, als sie Aischa todt wähnte, während diese nur ihrer Sinne beraubt war, hatte sie den Entschluß gefaßt, ebenfalls den Tod zu suchen. Dieser Entschluß hatte sie ruhig gemacht und sie konnte sich kaum darüber freuen, daß die Alte noch einmal ihre lichtlosen Augen öffnete. Von Todesgedanken erfüllt, saß sie an dem Lager der Greisin, welche nach langem Schweigen die welken Lippen öffnete und in vorwurfsvollem Tone sagte: „Noch nicht, Kind, noch lange nicht! Habe ich doch achtzig Jahre warten müssen, und warte immer noch. Es giebt noch Arbeit für Euch, die Andre nicht verrichten können. Noch darf's nicht sein. Seid ruhig, Elsan, und hört mir zu: Wenn Ihr mich begraben, am Meere draußen in unserem Dorfe, wo wir so lange gelebt, und wo mir die Wellen das Grablied singen bis zum Auferstehungsmorgen, wenn Ihr mit eigener Hand die Erde auf meinen todten Leib geschüttet haben werdet, dann erst habt Ihr eine jener Aufgaben gelöst, die Eurer warten, aber Ihr werdet

noch andere und wieder andere zu erfüllen haben, bis auch Euer Scheitel grau, Eure Lippen welk, Eure Augen todt sein werden."

„Nein, Mutter, nein!" kreischte Elsan, „das wird nicht sein, denn ich bin jetzt schon alt, zum Sterben alt genug, und würde nicht erschrecken, säh' ich im Spiegel mein Gesicht so runzelvoll wie das Eure."

„Zum Sterben alt genug," wiederholte Aischa gedankenvoll, „und sollt noch Leben geben!" —

Auf Elsan's Wangen brannten Flammen. Sie warf das Gesicht auf das Lager der Alten und mochte es lange nicht erheben.

Die Alte sprach in ihrer prophetischen Weise weiter, aber Elsan hörte sie nicht, sie bemerkte auch Arnold nicht, der eingetreten war und sich neben sie gesetzt hatte.

„Ich halt's nicht länger aus," sagte Arnold, „ich kann's nicht länger mit ansehn, wie sie einander den Honig um's Maul schmieren. Eines macht's dem Andern weiß, daß es nur um seinen Beifall buhle, und Jeder denkt dabei sich des fremden Eigenthums zu bemächtigen. Einer sucht den Andern an List und Vorwitz zu übertreffen und stellt sich dabei so

zahm und gehorsam, als sei er bereit sich von dem Gefoppten in die Tasche stecken zu lassen. Es ist eine ekelhafte Falschheit, die sich in Gold und Sammt verkriecht und den Ausdruck des Wohlmeinens zur Grimasse verzerrt.

„Ich mag's gern, daß Ihr so sprecht,“ sagte Aischa. „Will ich doch, daß Ihr das schmeichlerische Geleck der Höflinge und Elsan das abspannende Geräusch der Festlichkeiten fliehen und beruhigt und übersatt mit mir nach unserem Dorfe zurückkehren sollt, um in Frieden mir die letzten Lebenstage zu gönnen. Ja, Kinder, Ekel sollt Ihr haben, Ekel bei den Händeln der Welt, Ekel bei ihren lüsternen Freuden, um Ruhe zu gewinnen, Ruhe bei der Arbeit.“

Elsan und Arnold sahen Beide nichts weniger als ruhig aus. Sie vermieden einander anzusehn, und ließen die Bewegungen der Alten unbeachtet, die nach ihren Händen tastete, um sie in einander zu legen.

Ein Straßenlärm unterbrach dieses Gespräch.

„Sie kommen, sie kommen!“ tönte es durch das Fenster, und wirklich kamen sie, die Jäger und Knappen. — Jacobäa auf ihrem weißen Zelter, voran im

langen wallenden Jagdkleid, den Falken auf der Hand, von der Goldfluth ihrer Locken umwallt, und neben ihr — Elsan zitterte, neben ihr der Geliebte im eifrigen Gespräch der Gräfin zugeneigt und dem Fenster abgewendet, an welchem das verlassene Fischerkind lauschte. Der Zug glitt wie ein Traum an Elsan vorüber, aber er weckte die alten Wünsche in ihrer Seele. Faustus, der Mensch, dem alle Geheimnisse gehörten, gewann auch Elsan's Vertrauen. Seit Aischa krank war, kam er täglich als Bote von Meister Jansen, mit Wein und süßen Früchten, und Elsan versäumte diese Gelegenheit nicht, mit ihm Freundschaft zu schließen. Sie sah, daß er Alles wußte, daß er der Zuschauer aller Feste war, und daß bei ihm kein Ding unmöglich sei.

„Hört," sagte sie im unbefangensten Plauderton zu ihm, „Ihr war't ja auch bei dem großen Turniere, wo des Herzogs Pferd wild ward und ein anderer Kämpe für ihn eintreten mußte; ich hörte Streit, wer von Jenen den Sieg gewonnen. Ihr wißt's gewiß. War's der Engländer oder der junge Brabanter?"

„Wer will's entscheiden," entgegnete Faustus,

„welcher eine Sekunde länger vor dem Andern auf den Knieen gelegen. Sie haben Beide ihren Mann gestanden.“

„Aber Ihr müßt's bei anderen Gelegenheiten erfahren haben, welcher sich mehr ausgezeichnet.“

„Was kümmern mich die Raufereien zweier Feinde, die sich ihre Harnische zerlöchern, es giebt andere Arbeit für mich auf dem Markt.“

„Doch werdet Ihr wissen, ob der Engländer noch am Hofe ist?“

„Gestern fand ich ihn noch beim Maskenschneider. Es war drollig anzusehen, wie der mit einem Papierstreifen an des Engländers Beinen, Knöcheln und Schultern herumfuhr, während der stolze Herr wie aus Marmor vor ihm stand; er wollte einen Götteranzug wie ich hörte, und der sollte ihm am Körper liegen, als wenn's die eigene Haut wäre. Da giebt's aus Frankreich her ein dehnbares Zeug, röthlich, als wäre es aus gelben und rothen Rosenblättern gewirkt, und davon wird das Kleid gemacht; darüber hängen sie dann Waffen, Geschmeide und Shawls und nennen sich die Götter Griechenlands. Ihr glaubt nicht, was ein solcher Gott für eine Wirkung thut, oder besser die goldenen Lumpen und

der Flitter, den er am Leibe trägt. Einen großen Aufzug wollen sie bei Hofe haben."

„O wer den sehn könnte," sagte Elsan begehrlich.

„Was meint Ihr, oder wen: den Engländer oder den Aufzug?"

„Beides," stammelte Elsan und ward feuerroth.

„Ich hab's," dachte Faustus. „Sie ist in den Britten vernarrt."

„Auch die Gräfin von Holland," fuhr Elsan gesprächig fort, „wäre schon längst zu ihr, wenn Aischa nicht krank läge. Wißt, daß es meine Milchschwester ist, und daß sie mich nicht von ihrer Thür weisen dürfte, wenn ich hungrig davor stände, weil ich die erste Nahrung mit ihr getheilt."

„Ihr seid im Recht und ich rathe Euch zu ihr zu gehn. Sie ist schön und wenn Ihr schmeicheln könnt, —"

„Sie ist gewiß auch gut!"

„Fragt den Britten, ob sie ein Herz hat, er kennt sie besser als ich, denn er ist immer neben ihr." Und Faustus sprang mit diesen Worten lachend davon. Elsan aber lachte nicht. Sie stand den langen Tag über am Fenster und sah auf die Straße hin-

aus. Sie meinte, der ganze Götterzug, von dem ihr Faustus erzählt, müsse vorüber kommen und da sie endlich in der Nacht einschlief, träumte sie von Glocester in dem rosenrothen Götterkleide mit den Waffen und Geschmeiden, sie hing an ihm und ward zur goldenen Kette an seinem Hals.

Als Faustus wiederkam, wartete Elsan seiner vor der Thüre. „Hört," flüsterte sie, ihn am Kleide festhaltend, da er vorbei schlüpfen wollte, „Ihr müßt Euch meiner erbarmen. Ich kann den Götterzug nicht aus dem Sinne bringen, laßt mich ihn sehn."

„Ihr meint, das wäre ein Mittel ihn Euch vergessen zu machen?"

„Warum wollt Ihr mich immer falsch verstehn. Ich vergesse nichts von dem, was ich weiß. Oder meint Ihr, daß man das könne?"

„Vergessen, weil man will, nein, aber verlieren, ja. Man kann's verlieren, was man besessen. Die Bilder aus der Erinnerung, die Zahlen, die Namen, mit der Zeit, im Alter."

„Aber aus dem Herzen kann man nichts verlieren?" fragte Elsan ängstlich.

„Das ganze Herz, mit allem, was darin ist," erwiderte Faustus, „warum nicht."

„Ihr meint, daß —“

„Daß man es wiederfindet und dann vorsichtiger wird.“

„Ihr sprecht so räthselhaft, und wir kommen darüber ganz von den Göttern ab.“

„Ihr seid thöricht,“ rief Faustus. „Meint Ihr, die Götter ließen Jedermann in ihren Himmel ein.“

„Seid Ihr auch davon ausgeschlossen?“

„Ich, nein; denn ich und noch Einer, der auf dem Markte Kunststücke macht, und klüger ist, als die Götter selbst, wir müssen dabei sein, weil wir ihnen ihren Himmel bauen; wir machen die Wolken, und denkt nur, auch Blitz und Donner; es wird ein Feuerwerk aus den Wolken kommen.“

„So laßt mich wenigstens durch die Wolken hindurch sehn, wenn Ihr blitzen werdet.“

„Es geht nicht,“ beharrte Faustus, „da eben ist ein gefährlicher Aufenthalt für Alle, die für die Erde bestimmt sind. Ihr könntet aus dem Himmel stürzen und Euch die Beine brechen.“

Elsan schwieg eine kleine Weile. „Der Andre,“ sagte sie plötzlich, „der auf dem Markt die Kunststücke macht, und der das Blitzen versteht, das ist ein

Hexenmeister; sagt mir nun Faustus, ob er auch Liebestränke zu brauen weiß?"

„Ich hab' ihn nie darum gefragt," lautete die Antwort, „doch will ich's thun um Euretwillen."

„Vergeßt's nicht," bat Elsan dringend, da Faustus ging. Die Hoffnung auf die Liebestränke hatte sie neu belebt, wenn sie auch noch nicht wußte, wie sie damit zu Glocester gelangen werde.

Faustus blieb darauf einige Tage aus, und Aischa begann sich zu erholen, wie sich das Alter zu erholen vermag. Sie versuchte an ihrem Stabe wieder umher zu schreiten und war Elsan's weniger bedürftig, die nur dem einen Gedanken nachhing, wie sie zu Jacobäa komme.

Blieb Faustus aus, so ging sie allein. Sie fürchtete nichts mehr. War es doch möglich, daß Glocester ihr auf diesem Wege begegnete, und daß sie seine Knie umklammern und bitten konnte: „Laß mich als deine Magd mit Dir ziehn." Aischa hatte ja Arnold noch, und ihre Tage waren gezählt. Elsan war ganz wirr, aber sie hatte überlegt, ihre Kleider geordnet und Alles zu dem Gange vorbereitet. Da

sie nun auf die Straße trat, unter das ab- und zu fluthende Menschen- und Handelsgebrause, und kaum die Richtung nach dem Schlosse suchen konnte, wohin sie sich wenden wollte, da faßte sie eine namenlose Angst und sie floh zurück.

„Was habt Ihr vor?“ rief eine bekannte Stimme ihr nach.

„Dem Himmel Dank, daß Ihr's seid, Faustus. Habt Ihr den Liebestrank?“

„Es hat Zeit gebraucht, eh' ich den Kleinen dazu vermochte. Es war kein Tropfen mehr des Wundersaftes aus der Pflanze Phrithulia vorhanden, denn es giebt gar zu viel Liebestolle in der Stadt, und es ist ein wahnsinniges Drängen nach dem Gesöff. Nun Ihr sollt auch davon haben, zuvor gebt mir aber drei Tropfen Eures Blutes, auf dieses Blatt geträufelt, drei Haare Eures Hauptes und nennt mir den Tag und die Stunde Eurer Geburt.“ Elsan zögerte nicht diesem Verlangen nachzukommen. Sie ritzte herzhaft mit einer Stecknadel ihren Finger.

„Und welchen Lohn könnt Ihr dem Kleinen bieten?“ fragte Faustus.

Elsan verstummte in Verlegenheit, Faustus aber,

der die ganze Angelegenheit in seine Hand nahm und nur an den eigenen Vortheil dachte, sagte überredend: „Es bleibt Euch nur ein Weg, und das ist der zu Eurer fürstlichen Milchschwester.“

„Wißt, daß ich eben auf dem Wege zu ihr war!“ rief Elsan erleichtert.

„Allein? Das geht nicht an. Ich will Euch geleiten.“

„Ihr seid sehr brav.“

„Was aber lügen wir der Alten vor? Die läßt Euch nicht an den Hof, weil's ihr dort so schlecht erging.“

„Woher Ihr doch das Alles wißt! Nun wir sagen ihr, daß — daß Ihr mir die Bude des Zwerges zeigen möchtet.“

„Gut genug gelogen für Euch. Und Euer langweiliger Sittenrichter?“

„Der sitzt bei den Rathsherren bis zur Vesperstunde. So wär's abgemacht, wir gehen sogleich.“

Sie sprachen noch als Jansen in der Thür erschien, salatgrün angethan, wie gewöhnlich, mit seiner tellergroßen, saffrangelben Mütze auf dem Kopf.

„Der Blinden können wenigstens die Augen nicht

dabei schmerzen," sagte Faustus, hinter dem Rücken des Eintretenden, der ganz erfüllt war von einer neuen Methode, Vögel zu zähmen und ihnen Worte zu lehren. Die Alte hörte ihm aufmerksam zu, bis sie entschlummert war, was Jansens Auseinandersetzungen in eine Art nachdenkliches Selbstgespräch verwandelte, das er ab und zu durch die Vögelstimmen, die er studirte, unterbrach.

Indeß drängten sich Faustus und Elsan durch die angefüllten Gassen, dem Schlosse zu, wo Jacobäa von Holland von Philipp von Burgund bewirthet wurde; nur Hofschranzen und Vorzimmer trennten sie endlich noch von ihrem Ziel.

Faustus war in seinem Streben alle zu benutzen, bereits von Allen gekannt und gern gelitten, und wenn er sich zu Elsan's Beschützer verstanden, so war es nur, um selber in die innern Gemächer der Gräfin von Holland zu dringen. Was er dort erlauschen und erspähen konnte, mußte ihm nur im Preise steigen machen.

„Hei, wen bringt Ihr uns hier? Wen hat der schlaue Faustus da beim Arm? Ist das ein Wunderkind gleich ihm, oder gar seineigene s Weib mit

dem er stolz thut, als ob's dergleichen nicht noch mehr auf der Welt gäbe. Laßt es uns doch näher beschauen!"

So und ähnlich sprechend umringte man den Diener Jansens vor dem Hauptthore, das zu den Zimmern der Herzogin von Brabant führte.

„Beruhigt Euch!" gebot Faustus, und eine herrische Handbewegung begleitete diese Worte. „Dieses Weib ist weder das meine, noch eines Andern, es ist ein armes Fischerkind, in dessen Netzen sich ein seltener großer Fisch verirrt, der in dem Kessel Eurer Herzogin gesotten werden soll. Sie kommt nur, um den Lohn dafür in Empfang zu nehmen, damit sie neue Netze kaufen könne, weil der große, schwere Fisch die alten zerrissen."

„Die Geschichte lautet sehr glaubwürdig."

„Was für ein Fisch war's denn?" riefen einige Neugierige.

„Ein sehr seltener, fremder Fisch," erzählte Faustus weiter, „der sonst nur an der englischen Küste gefangen und an fürstlicher Tafel gesehn wurde."

„Er belügt uns," schrie Einer.

„So seid doch still und laßt ihn reden; wo hört man sonst so seltsame Dinge."

„Beim Rothen, war't Ihr noch nicht beim Rothen?"

„Der und der Faustus stecken unter einer Decke. Er lernt ihm alle seine Hexenkünste ab."

„Also vom Fisch wollte er erzählen, von dem großen englischen Fisch. Wie sieht er aus?"

„Goldgelb, ich möchte fast wetten, und mit blauen Kiefern."

„Nein, silberweiß mit rothen Flossen!" rief Faustus dazwischen, dem kein Wort von dem Geschwätz verloren gegangen war, während er, die zitternde Elsan am Arm, sich mit dem Thürsteher und dem diensthabenden Pagen über des Fischerkindes Vorlaß bei der Herzogin verständigt, und das Gespräch im Gange zu halten suchte, bis die Rückkehr des Abgesandten erfolgt sein würde.

Nachdem bei Hof ein Fest dem Andern zu Ehren der jungen Herzogin von Brabant gefolgt war, und sie bei allen geglänzt hatte, war es dennoch kaum zu bestimmen, welche der beiden Milchschwestern bedauernswerther sei: ob das arme Dorfkind, welches einen treulosen Geliebten beweinte und einem acht-

baren Freunde widerstand, oder die unglückliche Fürstin, welche den unnatürlichen Haß einer Mutter zu fürchten, unter den widerlichen Eigenschaften eines ungeliebten Gatten zu leiden, und den geheimen Ränken habsüchtiger Verwandten Stand zu halten hatte; die den einzigen, warmen, aufrichtigen Verehrer und zuverlässigen Freund verkannte, und eine verdammliche Flamme für den stolzen Engländer, den männlich schönen Herzog von Glocester in sich lodern fühlte.

Erschöpft von den genossenen Vergnügungen, an denen sie bald handelnd, bald zuschauend Theil genommen, bald mit der Armbrust als kühne Jägerin, bald unter kostbarer Maske bei olympischen Aufzügen geglänzt hatte, matt vom betäubenden Geräusch, das ihre Gedanken gelähmt, und ringend nach gewaltsamem Aufraffen aus diesem Rausch zur Höhe kalter, freier Beobachtung, ruhte Jacobäa in einem, auf das Glänzendste für sie ausgestatteten Gemach, indeß die jüngsten Erlebnisse in bunter Verwirrung an ihrem Geiste vorüberzogen: Glocester als ein Stern ersten Ranges, unerreichbar wie diese, ihr Oheim ein finstrer drohender Trabant, Philipp von Burgund ein daherziehender Komet mit langem,

glänzenden Schweif, Alles mit sich fortreißend, durch seinen Schimmer, Taumel und Verblendung bringend, und endlich der Herzog von Brabant, ein gespenstig Irrlicht in sumpfigem Boden, ihr kindischer Gatte, der Gegenstand ihres Bedauerns.

Hatte es doch nicht genügt, ihn als inhaltslose Null an ihrer Seite zu dulden, hatten doch wenige Monden dieser erzwungenen Verbindung hingereicht, ihr den Schwachen auch als Wüstling und Spötter ihrer Würde, als Verächter jedes Anstandes und jeder Sitte zu zeigen.

Kein Roß hatte den dürftigen Reiter zum Kampfplatz getragen, kein Schwertknauf war von seiner welken Hand berührt worden, auf keine männliche Vorladung hatten seine Lippen Bescheid gethan; die Weiber mußten ihn unterhalten, und in siecher wollüstiger Hingabe hatte er zu den Füßen der Görlitzerin und ihrer Hoffräulein geschmachtet, während Jacobäa alle Lasten einer Regentin auf sich allein ruhen fühlte, allen Stürmen einer bewegten Zukunft allein Widerstand leisten sollte. Allein ihrem Volk zur Seite, allein ihren Feinden gegenüber, allein mit ihrem Herzen! Sie sagte sich's mit erkünsteltem Stolze, daß sie allein bleiben, daß sie Glocester

nicht wiedersehen wolle, daß sie jede Vorsicht gebrauchen müsse, um stark zu bestehen, damit kein Vorwurf, nicht der heimliche ihres Gewissens, nicht der öffentliche der Ungerechtigkeit sie treffen könne, und während sie im Nebengemach das heisere Hüsteln ihres Gemahls, sein süßes Gegirre mit dem herausfordernden Lachen ihrer Hoffräuleins vermischt zu überhören sich bemühte, gab sie den Befehl, den Herzog von Glocester nicht vorzulassen, sollte er kommen sich zu verabschieden, da sie beschäftigt sei und ungestört bleiben wolle.

Der Page, dem dieser Befehl gegeben ward, verbeugte sich, blieb aber zögernd an der Thür stehn, als ob er noch etwas zu melden sich scheue. Jacobäa bemerkte es und fragte darum.

„Es ist ein junges Weib draußen, das da behauptet, der Frau Herzogin aus früherer Zeit bekannt zu sein. Es scheint ein unglückliches Geschöpf zu sein, das um eine Unterstützung wird bitten wollen."

„Dem Unglück war meine Thür niemals verschlossen, es drängte ohne Frage an mich heran, und scheint mich nicht verlassen zu wollen," redete Jacobäa vor sich hin.

Der Page, welcher die ersten, dieser mehr an sich

selbst, als an ihn gerichteten Worte der Herzogin vernommen, und für eine Erlaubniß gehalten hatte, die um Vorlaß Bittende einzuführen, brachte nach wenigen Augenblicken die furchtsame Elsan zu Jacobäa von Holland.

„Wer ist das Kind?" fragte diese halb zerstreut, halb gefesselt, durch den Anblick der blassen Fischerin.

Elsan trug ihr Festkleid, einen dunkelgelben Rock, mit rother Sammeteinfassung, ein weißes bauschiges Hemd, darüber ein schwarzes Mieder, mit geschlitzten Aermeln, die silbernen Flechtenhalter zu beiden Seiten der Stirn, der Mädchenschmuck aller Holländerinnen, und auf dem Kopf eine hutartige Bedeckung, daran ein von Silber- und Goldfäden geknüpftes Netz, ein Geschenk Arnold's, das ihr über die Schulter herab, als Zeichen ihres Gewerbes hing.

„Ich bin Elsan, Aischa's Pflegling, und werde bald verwaist sein, da jene über achtzig Jahre zählt; Elsan, die ihre erste Nahrung mit der kleinen Gräfin von Holland theilen durfte, und die Niemand auf der Welt kennt, den sie um ein Stück Brod bitten möchte, sollte ihre Milchschwester sie verlassen."

Elsan war mit diesen Worten einige Schritte näher getreten und indem sie sich schüchtern vor Jacobäa niederließ, zog sie ein kleines goldnes Kreuz hinter ihrer bauschigen Halskrause hervor, und reichte es der Herzogin wie ein Beglaubigungsdiplom ihrer Aussage.

Jacobäa konnte nicht ahnen, welche Sympathie zwischen ihr und jenem Kinde statt fand, welche Verwandtschaft in ihren Schicksalen, bei der äußeren Verschiedenheit derselben, seit sie an einer Brust gelegen.

Daß Beide desselben Mannes Bild im Herzen trugen, und Beide gleichgeringe Anrechte an ihn hatten: die vermählte Herzogin, wie das Kind der Noth, das schon hätte sie einander nahe bringen können!

Elsan flößte Jacobäen Theilnahme ein. „Ich möchte Euch bei mir behalten,“ sagte sie, „wenn Ihr bleiben wolltet, aber wisset, daß es gefahrbringend ist, ein Leben mit dem meinen zu verknüpfen. Ihr erfuhrt es vielleicht schon, da man Euch beraubte, um mir zu geben was Euch zukam; aber nun möchte ich dankbar sein und Euch ersetzen, was Ihr mir unfreiwillig geopfert habt.“

„So laßt mir nur die Hoffnung, daß Ihr mich nicht von Euch weisen wollt, wenn ich Schutz suchend zu Euch flüchte, damit ich nicht, geht das Leben Aischa's dahin, die Abhängige eines Mannes bleibe, den ich niemals lieben werde."

Jacobäa wußte, daß eine jede Abhängigkeit schmachvoll sei, die aus der Unterthänigkeit des Weibes einem ungeliebten Manne gegenüber entspringe. Elsan hatte die rechte Pforte ihres großmüthigen Herzens geöffnet.

„Ihr seid arm," fuhr die Herzogin fort, „und Geld giebt Macht. Ihr werdet es brauchen, um Euch den Weg zu mir zu bahnen, wenn der Tod bei Euch einkehren sollte."

„Ich werde Euch finden," rief Elsan, „und sollte es barfuß und bettelnd sein."

„Ihr seid muthig und das gefällt mir. Wir Frauen müssen uns den Muth des Herzens wenigstens bewahren. Hier, Elsan, meine Hand darauf, daß Euch Jacobäa von Holland niemals verlassen wird, sollte sie nicht selber des Schutzes bedürfen."

„Und hier die meine," sprach Elsan muthig, „daß ich bereit bin Noth und Gefahren mit Euch zu theilen." Jacobäa neigte ihre Lippen gegen die

Stirn des vor ihr in die Knie gesunkenen Fischerkindes und Elsan küßte die dargereichte Hand derselben. Dann sprang sie auf, Feuer und Begeisterung in den Zügen.

„Unser Bund ist geschlossen,“ sagte Jacobäa lächelnd, „die Zukunft bewahrt das Geheimniß seiner Dauer. Geht jetzt, Elsan, kehrt zu Derjenigen zurück, die Eurer noch bedarf, bis Ihr meines Schutzes benöthigt sein werdet.“

Eine Bewegung und ein ihr folgendes Verstummen der Stimmen im Nebenzimmer, ließ Jacobäa die Aufmerksamkeit ihres Gemahls für diese Zusammenkunft fürchten; sie fühlte sich berufen, schon heute die Schützerin des jungen Weibes zu sein, und ein wiederholter Wink mit der Hand hieß Elsan, durch den früher benutzten Eingang sich zu entfernen.

Sie ging zögernden Schrittes; bald sollte sie es bereuen, nicht mit geflügeltem Fuß enteilt zu sein.

„Wahrhaftig, ein ganz reizendes Geschöpf,“ tönte ihr eine heisere Stimme in die Ohren, und eine zugreifende Hand hatte das Netz gefaßt, das über ihrer Schulter hing. Als Elsan den Kopf erschrocken umwandte, sahen ihre fürchtenden Augen in das bleiche, fahle Gesicht des Herzogs von Brabant,

das die Kraft des Medusenhauptes für einige Minuten auf sie ausübte.

„Euer Netz zieht an," sagte der Herzog, indem er sich ihr näherte, „ich will es dafür abziehn, weil es mir Eure Schönheit verbirgt." Gesagt, gethan. Eine fast zu geschickte Bewegung für den linkischen Anbeter weiblicher Reize, machte nicht nur das Netz, auch eine Fluth braunen, glänzenden Haares von Elsan's Haupt niederfallen. „Neue Fesseln!" rief der Entzückte, das Fischermädchen tölpisch umarmend. Elsan aber fühlte, mit ihrem Widerwillen gegen den Zudringlichen, ihre Kräfte wachsen, sie riß sich gewaltsam los, stieß den auf seinen Füßen Schwachen, ein Paar Schritt zurück und versuchte zu fliehn. Der Herzog durch den Widerstand nur noch mehr gereizt, stolperte ihr nach, das Netz blieb als Trophäe auf dem leeren Kampfplatz zurück. Elsan von Angst gejagt, hatte glücklich den Vorsprung gewonnen, instinktartig die richtigen Ausgänge gewählt, und als sie fast kraftlos die Straße erreichte, donnerte ein goldglänzender Wagen an ihr vorbei, in dessen weich gepolsterter Ecke der fürstlich schöne Glocester lehnte, welcher gekommen war, der Gräfin von Holland seinen Abschiedsbesuch zu machen. In demselben

Augenblick, wo der Wagen vor dem Schlosse hielt, war der Herzog auf seiner Jagd nach seltenem Wild, bis in das letzte Vorzimmer gelangt und hatte eben noch Zeit den Befehlen seiner Gemahlin, Niemanden vorzulassen, zu widersprechen.

Jacobäa lag sinnend in ihrem Sessel. Sie dachte der flüchtigen Erscheinung Elsan's nach, der sonderbaren Verbindung, in der sie selbst mit diesem jungen Weibe stand, der verschiedenen Schicksalswege, welche sie geführt wurden, die an derselben Brust des Lebens erste Nahrung fanden. Aber sie ahnte nicht die Fortsetzung dieser Verwandtschaft, wie sie Beide auch an demselben Herzen des Lebens höchstes Glück sich träumten, sie ahnte nicht die Verwandtschaft der Schmerzen, die jetzt ihres Geistes Nahrung waren. Ihre Gedanken schweiften von dem Fischerkinde ab, und wendeten sich wieder ganz dem eigenen Interesse zu. Sie glaubte heute den größten Sieg, den über sich selbst errungen zu haben. Sie hatte Glocester nicht wiedergesehen. Vielleicht führten die Wogen der See sein Schiff schon in dieser Stunde der fernen Heimath zu. Ihr besseres Selbst schuf eine tiefe Kluft zwischen ihm und ihr.

„Sie hatte, in diese Gedanken vertieft, es nicht bemerkt, wie sich rasche Tritte genähert und Derjenige ohne alle Anmeldung bei ihr eingetreten war, dessen Macht über sich sie eben gebrochen glaubte.

„Ein Mißverständniß tölpischer Diener hätte uns um den Abschied eines Freundes bringen können," sagte der Herzog von Brabant, der mit Glocester gleichzeitig bei seiner Gemahlin eingetreten war, während sein Blick hämisch lauernd auf Jacobäa ruhte.

Die Gräfin, unangenehm berührt durch die Stimme, erwachte aus ihren Träumen, sie sah empor, und ihr erschreckter Blick blieb an der Gestalt Glocester's hängen, der in ehrerbietiger Stellung, den schönen Kopf entblößt, das Barett in der Hand, dessen Feder sich graziös zu Jacobäens Füßen niedersenkte, vor ihr stand.

„Verzeiht, Frau Herzogin," sagte Glocester, „und der Klang, der von seinen Lippen kam, machte die gequälte Frau zusammenzucken, verzeiht, wenn ich, gegen Euern Befehl, dem Wunsche Eures Gatten folgte.

„Und verzeiht, Herr Herzog," fiel dieser spöttisch ein, „wenn Ihr die Gräfin von den vorangegangenen Festlichkeiten so matt und kraftlos findet, daß

sie Euch kaum einen Eurer würdigen Empfang bieten kann."

Neid und Eifersucht, Regungen, denen selbst die schlaffe entnervte Natur des Herzogs von Brabant noch zugänglich war, gaben ihm heute bei seiner Spähertaktik fast den Verstand der Berechnung. Noch ärgerlich aufgeregt durch den mißlungenen Angriff auf die schöne Elsan, ließ er seinen Zorn Jacobäen entgelten, die ihm in diesem Augenblick als eine Betrügerin und die Räuberin seiner Gattenehre erschien. Sie konnte ja kein Wort, kaum eine feste Haltung, eine gesammelte Miene gewinnen, um des Herzogs Gruß der Ehrerbietung zu erwidern. Aber die Ueberraschung wich, ihre Zunge löste sich, ein Blick nach ihrem Gatten hin gab ihr den Stolz ihrer weiblichen Würde wieder.

„Frauen, denen das Schicksal die Rolle des Mannes zuertheilt hat," sagte sie, sich erhebend, „zeigen sich noch weniger gern schwach als andere. Ihr seht uns wirklich ein Wenig angegriffen, von dem Rausch der Freuden, die uns nicht immer in der rechten Zeit und dem rechten Maaß geboten wurden; aber nehmt doch Platz, Herzog von Glo-

cester. Ihr habt eine weite Reise vor Euch, gönnt Euch noch einige Augenblicke der Ruhe bei uns."

„Die Ruhe dürfte, je länger ausgedehnt, zur größern Unruhe werden, bei dem Gedanken Euch lästig zu fallen," erwiderte Glocester lächelnd, indem er dennoch, auf einen wiederholten Wink von Jacobäa's Hand, in einiger Entfernung von ihr Platz nahm.

Der Herzog von Brabant blieb ihnen gegenüber. Das Gespräch wendete sich der Politik zu, nachdem es die Festlichkeiten des Burgunder Hofes anerkennend berührte. Glocester sprach fast nur allein. Jacobäa wußte jedes ihrer Worte belauert, und fürchtete sich durch den Ton ihrer Stimme, wenn auch nicht den für ein feineres Verständniß verschlossenen Ohren ihres Gemahls, so doch denen des Herzogs von Glocester zu verrathen; erst da sie das Feld der Staatsinteressen betreten durfte, fand sie jene Sicherheit wieder, ohne welche sie sich selbst verachtete. Da hütete sie sich Befürchtungen auszusprechen, die leicht zu Warnungen werden konnten, oder zu Prophezeihungen, hütete sie sich, Zweifel an die Aufrichtigkeit ihrer Verwandten zu hegen. Sie wollte nur gewappnet scheinen gegen jeden Angriff

auf ihre Rechte, den die nächste Zukunft bringen konnte und über ein stets schlagfertiges und schlaglustiges Volk zu herrschen scheinen.

Der Herzog von Glocester zweifelte nicht daran, daß dieses Volk, den von ihr erhobenen Ansprüchen genügen werde, aber wer konnte wissen, wie mächtig die Feindeszahl werden mochte, und dann — das Selbstbewußtsein und der Stolz seiner Nation repräsentirte Glocester, da er sich erhob, und mit dem Tone fester Zusicherung sagte: „und dann, Frau Herzogin, erinnert Euch daran, daß Ihr über einen Arm in England zu verfügen habt, dem Tausende zu Diensten sind.“

Er war in diesem Augenblicke unwiderstehlich. Warum war Jacobäa kein Mann, um sich ihm in die Arme zu werfen, und den Bund der Freundschaft mit ihm zu schließen, mit ihm vereint sich in die Schlacht stürzen zu können; warum war sie kein einfaches Weib, um ihm ihr Herz mit allem seinen Reichthum an Liebe zu geben, warum war sie eine gefesselte, durch ihre Bande fast entehrte Frau, und eine von den Gesetzen der Etikette beherrschte Fürstin? —

„Ich werde mich Eures großmüthigen Verspre-

chens erinnern, Herr Herzog," erwiderte sie, bemüht ihrer Stimme den Klang des Selbstgefühls zu geben, „aber wolle Gott, daß ich Eure Kühnheit auf keine so harte Probe stellen darf, und daß man mir mein Besitzthum und mein Recht ungeschmälert lassen möge."

In solchem Falle würde ich meinen Beistand mit Freuden für überflüssig erklärt wissen," erwiderte Glocester galant.

Sie standen sich zum letzten Mal gegenüber. Jetzt ging er wirklich. Das Knie beugte der stolze Britte selbst nicht vor der schönen Frau, aber er senkte den Kopf so tief vor ihr, daß seine Lippen die feine weiße Herrscherhand berühren konnten, die in der seinen gebebt hätte, wenn er sie nicht mit warmem Drucke fest umschlossen.

Noch einen Blick und er hatte unter dem Geleit des Herzogs von Brabant den Saal verlassen. Jacobäa sank in die Kissen zurück. Ihr Herz schlug so gewaltsam, daß es ihren zarten Körper erschütterte. „Umsonst, umsonst!" stöhnte sie, „Alles Kämpfen und Ringen umsonst! Er beherrscht mich."

Sie hätte aufschreien mögen vor Scham und Schmerz über ihre eigene Schwäche, aber sie mußte

ihre lauten Klagen zurückdrängen, ihre Seufzer ersticken, ihren Augen Kälte geben, denn ihr Gemahl kehrte bereits zurück.

„Ein schöner Mann, der Herzog!" sagte er halb fragend. „Stolz und voll Boxerwuth wie die Hähne seines Landes. Wie findet Ihr ihn, Frau Gräfin?" Er hatte sich bei diesen Worten Jacobäen täppisch genähert, und eine Liebkosung versucht, der sie sich unwillig entzog.

„Ach, Ihr habt Eure Kräfte wieder," fuhr der Gatte fort, „ich meinte, Ihr hättet auf den Engländer den Eindruck eines sehr hilfsbedürftigen, schwachen Weibes gemacht, da er Euch seinen Arm antrug, um Euch darin zu halten."

„Sein Antrag entsprang jedenfalls aus der Erkenntniß, daß ich eines solchen Armes entbehre," erwiderte Jacobäa mit zornfunkelnden Augen.

„Und seiner nöthig hättet," fügte der Gatte höhnend bei.

Jacobäa antwortete Nichts. Zu viele Gefühle bestürmten sie. Die gerechte Eifersucht ihres Gemahls, die doch eben nur ganz gemeinen Ursprungs war, da er ein edleres Gefühl nicht zu begreifen vermochte, raubte ihr die kalte Ruhe, die sie ihm

gegenüber so lange behauptet, und ferner behaupten wollte. Sie schwieg, um sich nicht zu ihm herab zu lassen, nicht mit ihm auf eine Stufe des Urtheils sich zu stellen. Jede Rechtfertigung ihrer selbst, wäre ihr wie eine Herabsetzung erschienen. Der Herzog fühlte den Reichthum seines Witzes erschöpft; er begab sich in das Nebenzimmer zu den Hofdamen, wo er nachzuholen suchte, was ihm bei Elsan fehlgeschlagen.

„Ihr macht schöne Geschichten," rief eine bekannte Stimme hinter dem gejagten Mädchen her, das sich blindlings in das Straßenlabyrinth gestürzt hatte, und endlich des Weges ganz unkundig, händeringend stehen geblieben war. „Ihr macht schöne Geschichten! Statt Euch ein gutes Reisegeld und einen goldenen Freipaß von Eurer vornehmen Milchschwester zu erbitten, laßt Ihr Euer Bißchen Vermögen noch dort zurück."

„Ach Ihr seid es, Faustus!" rief Elsan freudig; „habt Dank, daß Ihr kommt, ich dachte, ich würde unter den fremden Menschen verhungern müssen. Ich will gern sterben, aber hier nicht."

„Unsinnig Geschwätz," entgegnete Faustus. „Da nehmt Euer goldnes Netz, das ich Euch wie ein galanter Ritter nachgetragen habe, und sucht künftig Fische darin zu fangen, die nicht wieder entschlüpfen können."

„Ihr wißt," stotterte Elsan, „Ihr wißt, wie es mir ergangen?"

„So genau wie Ihr selbst, und mehr noch dazu. Ja, es geht bunt durcheinander bei Hof. Jeder will des Andern Gut, und Keiner hat Ruhe bei dem, was ihm gehört. Es geht unser Einem gerade so, das muß so sein, damit man nicht einschläft, wie das Thier in der Sonne, wenn es sein Futter bekommen."

„Den Trank, den wir für Euch gebraut, der kommt nun auch zu spät, denn Der, dem Ihr ihn eingeben wollt, der segelt fort in dieser Stunde."

Elsan fuhr zusammen, sie schlang ihre Arme um Faustus. „Habt Erbarmen," bat sie, „heut noch nicht, nur einen Tag, nur eine Nacht noch habt Erbarmen."

„Laßt mich nur los," brummte Faustus. „Ihr könntet mir die Halskrause zerdrücken, und ich möchte

doch gern fein anständig, als Euer Ritter, neben Euch hergehen."

„Woher wißt Ihr's denn?" fragte Elsan sich fortschleppend.

„Alles weiß ich," erwiderte Faustus. „Giebt's nicht doppelte Wände, Thüren mit Lauschfenster, Tapeten mit Glasaugen? Für wen sollten all dergleichen Dinge sein, wenn nicht für Leute meines Schlages."

„Ich sag Euch, er ist fort, mit guter Beute fort. Das Ding kann noch ein seltsames Ende nehmen."

Sie waren jetzt vor dem Hause, wo Arnold mit besorgten Blicken nach ihnen ausspähte, und Elsan ließ sich willenlos von ihm in's Zimmer ziehn.

„Ihr scheint hier auch genug zu haben," sagte Arnold, da Elsan erschöpft zu Aischa's Füßen zusammenbrach, „die alte Frau will fort, und so mag's denn morgen sein."

„Mag es sein," wiederholte Elsan dumpf, „ich gehe mit bis in's Meer."

Arnold hörte niemals, was sie in der Leidenschaft sprach. Er brachte ihr Früchte, Wein und Brod zur Stärkung, und da sie Alles heftig von

sich wies, sagte er traurig: „Seid doch nicht so hart gegen Euch selbst.“

Aischa hatte mit ihren Fingern Elsan's Stirn berührt. „Es hämmert da drinnen,“ sagte sie, „zerschlagene Ruhe, zerstörter Friede. Wir wollen auf Heilung denken.“

Arnold beschäftigte sich mit den Anordnungen zur Abreise, und Elsan bemerkte nicht, wie auch er nach Ruhe und Glück Verlangen trug.

Sie lag auf ihren Knieen und rang nach Kraft. O hätte sie sich vor Arnold verbergen können, daß sie nie mehr sein ernstes Gesicht gesehn. Seine Worte der Theilnahme, seine Opfer der Freundschaft vernichteten sie. Er stand zu hoch, er war zu gut für sie, und wenn er sie freundlich fragend ansah, so war's ihr jedesmal, als ob er in ihr Innerstes schaue und Alles sähe und wüßte, und ein strenges verdammendes Urtheil über sie fälle. Sie konnte ihn dann fast hassen, um ihrer eigenen Sünde willen.

Ach, auch zu Aischa's Füßen mochte Elsan nicht mehr sitzen. Die Alte sah wohl nicht in ihre Augen, aber sie fühlte mit ihren Fingern, wie die Pulse des armen Geschöpfes klopften, wie sein Blut wallte.

Die Alte konnte Alles errathen und wissen. Warum konnte Elsan nicht von der Erde verschwinden, warum sich nicht zu Tode härmen? Die furchtbare Pein des Gewissens schlug sie um so härter zu Boden, als alle Versuche ihn wieder zu gewinnen, dem sie ihren Frieden geopfert, fehlgeschlagen waren. Vergebens flehte sie um Erlösung. Sie mußte ihr verwundetes Herz, ihre sie anklagenden Gedanken, still zurück nach der Heimath tragen, wo sie Alles an seine Liebe und ihre Schuld erinnerte, sie mußte denen, die sie durch ihre Liebe nur demüthigten, weil sie sich ihrer unwürdig wußte, die Qualen der Seele, die Unruhe und Angst ihres Herzens verbergen, um nicht undankbar gegen sie zu erscheinen, sie durfte gegen Niemand wahr sein, und das raubte ihr fast den Verstand.

Auch in der Wohnung Meisters Eyck's herrschte schwankende Unentschlossenheit. Während die meisten Gäste des Hofes zum Aufbruch rüsteten, ward der Maler noch durch mannigfache Anforderungen, die der Herzog an seinen Pinsel machte, in dessen Nähe festgehalten. Während sein Verlangen ihn der Aus-

führung anderer Phantasiepläne zudrängte, sah er sich wieder Willen als Portraitmaler für die Herzogliche Gallerie gewonnen. Die schöne Gräfin von Holland war seiner nachbildenden Hand unterworfen gewesen, und dünkte dem Meister selber nicht die schlechteste seiner Arbeiten. Dennoch kehrte Eyck fast jedes Mal in leidenschaftlicher Unruhe von dem Schlosse, wo er einstweilen seine Künstlerwerkstatt aufgeschlagen hatte, heim zu der ernsten Schwester, um bei ihr, die, wie er meinte, ebenso unberührt blieb von dem Stachel des Ehrgeizes, wie von dem Dorn der Liebe, nicht zu ruhen, sondern sich in ihrer Gegenwart auszutoben, um bald seinem Künstlerunmuth freien Lauf zu geben, bald über seine eigene Schwäche in laute Vorwürfe auszubrechen; eine Schwäche, die ihn zum Hofschranzen herabsinken, und ihm die besten Arbeitstage seines Genius versäumen lasse.

Margaretha hörte alle Klagen dieser leidenschaftlichen Aufregung um so geduldiger an, da sie durch dieselbe des Bruders ernsterer Aufmerksamkeit entging und ihr Geheimniß, ihre Befürchtungen für den Freund, nicht auch noch dem ohnehin so beschäftigten Kopf Jans oder Eycks aufbürden mochte. Blieb sie doch genug sich selbst überlassen, um zu grübeln und

zu denken, die wenigen Stunden, welche er bei ihr zubrachte, suchte sie gesammelt und heiter zu erscheinen. Ein stetes Ueben der Kräfte stärkt diese, das empfand auch Margaretha, deren Lebensaufgabe es ward, sich zu beherrschen, um nicht wehe zu thun, um nicht zu unterliegen. Aber sie genügte dieser Forderung in so hohem Grade, daß, wenn die Strenge ihres Sinnes ihr ein unbefangenes Spiegelbild ihrer selbst zu zeigen im Stande gewesen, sie zur Selbstbewunderung fortgerissen worden wäre.

„Nichts für mich, Alles für Andere!“ sagte sie sich täglich, stündlich, und die Entschlossenheit, die dieser Selbstverleugnung entsprang, gab ihr Ruhe, Würde und Haltung, den Launen und Capricen des Bruders, dem gleichgiltigen, fast kalten Benehmen Frank's gegenüber. Dennoch vergaß sie seine Bitte nicht. Das Bild jener Frau, die ihn ihr abgewendet, und deren strahlende Schönheit von van Eyck's Künstlerhand ebenfalls in die strahlendsten Farben gekleidet worden, hatte sie zum täglichen Selbstüberwinden gebracht. Zug für Zug hatte sie dem Bilde des Bruders abgestohlen, Zug für Zug war sie ihm bei seiner Arbeit nachgeschlichen, bis die

Kopie des lebensgroßen Portraits in die Einfassung eines kleinen Medaillons gebannt war, das Frank auf seinem Herzen tragen sollte. Sie fürchtete zuweilen, es mische sich ein Tropfen giftiger Selbstsucht in ihr Thun. War es doch unmöglich, daß er beim Anblick dieser himmlischen Züge nicht auch an Diejenige denken sollte, die ihn in den Besitz derselben gebracht.

Sie sah Frank's Erscheinen seit einigen Minuten entgegen, überzeugt, daß er nicht auf sich warten lassen würde, da er das Geschenk ihrer, von ihm unverstandenen Freundschaft empfangen sollte. Sie schien äußerlich kalt, würdevoll, aber die Vorstellung, daß dieser Augenblick vielleicht einer langen Trennung vorangehen könne, dazu der Gedanke an sein Unglück, an seine zerstörte Zukunft, beregten sie so sehr, daß sie die Hände auf das Herz preßte, als wolle sie es zwingen ganz still zu stehn. Wie sie vorausgesehen, war Frank pünktlich zur Stunde da. Sie vernahm seinen sich nähernden Tritt, seine fragende Stimme außerhalb der Thür, sein Klopfen und rasches Oeffnen. Da er eingetreten war, und nun wirklich vor ihr stand, sah er wie immer in ihre milden klaren Augen, glaubte den ersten

ruhigen Ausdruck ihres Gesichts als den Spiegel ihrer Seele betrachten zu dürfen, und tadelte sich selbst, ihr eine unrichtige Beurtheilung ihres gegenseitigen Verhältnisses beigemessen zu haben.

„Ich wußte mich von Euch erwartet," sagte er ruhig, „darum war ich so kühn, unangemeldet einzutreten."

„Weil Ihr heute eine Abweisung mehr denn andere Male fürchtetet," erwiderte Margaretha lächelnd. Sie verschmähte jede Illusion, und eine Schmeichelei Frank's würde sie in ihren eigenen Augen erniedrigt haben.

„Komme ich etwa zu früh?" fragte er, da Margaretha ihn wie gedankenlos ansah; aber er erröthete über sein Wort, er fühlte wie sehr seine Nebenabsicht bei diesem Besuch hervortrete. „Verzeiht," lenkte er ein, noch ehe sie etwas erwidern konnte, „wenn ich zudringlich erscheine, da ich doch eben furchtsam war. Die Worte hatten doppelten Sinn."

„Warum in Räthseln und Andeutungen reden?" entgegnete Margaretha, „wo die Wahrheit das Einfachste und Dasjenige ist, das am sichersten und schnellsten zum Ziel führt. Ich bin recht fleißig gewesen, Frank von Borsel, und denke, Ihr sollt

mit mir zufrieden sein, wenn ich auch nicht im Stande war mit den Farben Eurer Phantasie zu malen."

Margaretha hatte Frank in letzter Zeit zu aufmerksam beobachtet, um nicht den leidenschaftlichen Ausdruck seiner Züge, sobald er des Gegenstandes ansichtig ward, der ihn begeisterte, genau zu kennen, dennoch — war sie nie mit ihm allein wie heute; sie glaubte von ihm eine heftige Aufwallung erwarten zu müssen. Sie fürchtete für ihn und für sich selbst, sie ahnte nicht, daß seine Gefühle getheilt waren und daß seine Leidenschaft für Jacobäa in diesem Augenblicke keinen Regungen der alten Freundschaft Raum ließ. Frank's Blicke suchten die ihren, peinvoll gequält, gewann sie ihre Fassung, indem sie ihm abgewendeten Angesichts das Medaillon reichte.

„Dank, tausend Dank, Margaretha. Fordert doch auch etwas von mir, damit ich nicht so arm vor Euch stehe!" rief er.

„Ich meinte Euch eben reich gemacht zu haben," erwiderte sie gezwungen.

„Reich bin ich durch Euch, doch arm durch mich selber. Wer aber zu geben vermag, wie Ihr, bedarf keiner fremden Güte, er hat Alles in sich selbst.

O, laßt mich Eure Hände küssen, diese kunstfleißigen geschickten Hände, die mich so götterreich beschenkten."

„Genug, Frank!" rief sie mit Kraftanstrengung. „Ihr übertreibt. So dankte noch Niemand meinem Bruder, der doch viel Größeres leistete als ich. Erhebt Euch und geht, und möge der Talisman Euch schützen in den Gefahren der Schlacht. Lebt wohl! Ich glaube des Bruders Tritt zu hören; er darf Euch nicht finden, nicht erfahren, daß ich ihn beraubte. Geht."

Frank ließ den Wink nicht unbeachtet. Noch einen innigen Blick der Dankbarkeit, noch einen herzlichen Druck der Hand und er hatte Margaretha verlassen.

Margaretha achtete nicht weiter der Tritte, die sie zu hören vermeinte, sie sah Frank nach durch's Fenster, als er die Straße hinunter eilte. „Er ist wahnsinnig," dachte sie, „und ich kann ihn nicht retten."

Der Schluß der Scene, die Margaretha eben durchlebt, war indeß nicht ohne Zeugen geblieben. Nicht Eyck's Schritt hatte den jungen Borsel von dannen gejagt, ein anderes Gesicht starrte mit gelähmtem Blick durch die Glasscheiben einer Seiten-

thür. Hätte Margaretha selbst in dem Augenblick trauriger Aufregung, jenes halb verdutzte, halb erzürnte Gesicht entdeckt, sie hätte einem unwillkürlichen Lächeln nicht wehren können.

Da stand Meister Jansen in seiner buntesten Tracht, aber auf so schwachen Füßen, daß man nimmermehr glauben konnte, sie gehörten einem ehrenwerthen Freiwerber an. Für einige Augenblicke schien er wie vom Schlag gerührt. Sie, um die er freien wollte, hatte schon einen Liebhaber, sie, die er so sicher zu haben vermeint, seit sie in Liebesbefangenheit seinen Blumenstrauß in der Kirche zerzupfte, sie schenkte heut einem Andern ihr Bild, der ihr auf seinen Knieen dafür danke.

So lange Margaretha unbeweglich von ihm abgewendet blieb, verharrte auch Jansen in seiner Regungslosigkeit, als er sie aber sich bewegen sah, trieb ihn die Furcht, als Lauscher entdeckt zu werden, davon.

Bleich und verstört erreichte er seine Wohnung, wo Faustus bei den Buchstaben saß und strich und abdruckte nach Herzenslust. Dieser Anblick gab dem Enttäuschten neue Kraft. Faustus hatte nur

flüchtig nach ihm hingeschielt, aber er wußte, was vorgefallen sein mochte.

„Seht Ihr doch aus, als ob Ihr die Gelbsucht auf dem Markt gekauft und mit nach Hause brächtet;“ brummte Faustus. „Wer mit der Galle spielt, dem tritt sie nicht in den Leib. Seht her, wie kleine Teufel springen die ersten Sechs vom Alphabet da auf den Blättern umher, wenn Ihr mir geholfen hättet, könnten wir schon weiter sein.“

„Schnürt mich aus,“ stöhnte Jansen, „packt die Festkleider sorgsam ein und bereitet Alles zur Abreise vor. Morgen mit dem Frühesten wollen wir fort, und daheim — da können wir die Buchstaben weiter drechseln.“

„Der wird seine Blumen nicht wieder verschenken,“ dachte Faustus; „die Freiersgrillen wären wir los, jetzt gilt es ein vernünftig Stück Arbeit und ein vernünftig Stück Geld. Er kann mir helfen, bis Herzog Philipp meiner bedarf.“

So verlor sich denn Einer nach dem Andern mehr oder minder befriedigt von dem Schauplatze der Thätigkeit, des Glanzes und der Intrigue, um sich in die stille Heimath, in die laute Werkstatt, oder

in neue Händel und Verwickelungen zurück zu begeben.

Faustus hatte sich dem Herzog als Botschafter, Unterhändler, Arzt und Diener auch für die Zukunft erboten, vorerst aber konnte er sich nicht entschließen, seinen Herrn zu verlassen. Er wußte zu wohl, daß seine reichste Zukunft nicht aus der Chatouille des Herzogs von Burgund hervorgehe, sondern in der Drechslerwerkstatt und dem Laboratorium Meister Jansens vorbereitet werden müsse.

England stand zur Zeit der Regierung Jacobäens unter doppelter, dreifacher oder gar keiner eigentlichen Herrschaft. Heinrich der Fünfte war todt, und die Brüder desselben hatten die Vormundschaft des Sohnes bis zu seiner Volljährigkeit übernommen.

Glocester und Bedford standen neben und gegen einander. Getrennt durch persönliche Interessen, äußere Verschiedenheiten und Ungleichheiten, mußte sie doch ein patriotischer Sinn, ein stolzes Nationalbewußtsein gemeinsam durchdringen. England war

ihre geliebte Mutter, seine Interessen die Familienbande, die sie aneinander knüpfte. Bedford hatte darum keinen Widerspruch erhoben, da der Bruder die Brittische Ritterehre am Burgundischen Hofe zu befestigen eilte, er hatte zu oft hinter Glocester's glänzenden Vorzügen zurückstehen müssen und dadurch persönlich verloren, als daß er nicht von jener zufälligen Naturverschwendung an den Bruder, seinen Gewinn als Mitglied der Nation, zu ziehen wünschte.

Seit Glocester indeß von seiner Reise zurückgekehrt war, schien das niemals sehr vertrauensvolle Verhältniß der Prinzen noch mehr erkaltet. Bedford hegte keine Sympathieen für das nebenbuhlerische Holland, Glocester aber schien durch die Romantik geheimer Herzensinteressen an die fremde Nation gefesselt. Es war leicht zu ermitteln, welcher Art diese Beziehungen sein mochten, aber so ehrgeizig der Herzog von Bedford auch in kriegerischer Hinsicht war, so mochte er doch nicht gern daran denken, sich mit den Niederlanden in engere Verbindungen einzulassen, und gegen Frankreich und Burgund zu verflechten. Mit banger Besorgniß nahm er gewisse Vorbereitungen wahr, welche sein Bruder im Marinewesen traf; Schiffe wurden ausgerüstet, eine

Blokadeflotte zusammengestellt, Munitionen angefahren und Seesoldaten neu eingekleidet.

„Es ist nichts, weiter nichts, als eine großmüthige Illusion meines Herrn Bruders,“ sagte sich der Herzog zu seiner eigenen Beschwichtigung, als jedoch nur gar zu bald die überraschende Nachricht nach der Insel herüberkam, der heilige Vater wolle das Bündniß wieder auflösen, und Jacobäa, von allen Seiten bekriegt, werde genöthigt sein, fremde Hilfe zu suchen, da fühlte Bedford sich von ernsthaften Besorgnissen bedrängt.

Er wußte, wie gering sein Einfluß auf Glocester war, sobald dieser von einer eigensinnigen Grille beherrscht wurde, aber er kannte eine andere Person, die ihren Einfluß noch stets behauptet, und so bitter immerhin die Erinnerungen waren, die er im Kampfe mit dem Bruder, aus einer Zeit leidenschaftlicher Seelenerregung behalten, so hatte er doch jetzt so viel Gewalt über sich gewonnen, um Diejenige, die ihm die qualvollsten Stunden bereitet, jetzt für seine politischen Zwecke in Anspruch nehmen zu können.

Eleonore Cobham, der er entsagte, weil Glocester nicht gewohnt war, einen Nebenbuhler zu dulden, Eleonore war die Einzige, die den Verwalter

der englischen Krone vor einer Uebereilung aus Galanterie gegen Jacobäa von Holland zu schützen vermochte.

Ganz besonders aber diente Eleonorens unbezwingliche Liebe für den Herzog seinen Bruder zur sichersten Waffe. Stolz, herrschsüchtig, herausfordernd, sobald sie Glocester's gewiß zu sein glaubte, war Eleonore das nachgiebigste und brauchbarste Werkzeug, sobald sie die Möglichkeit seines Verlustes mit verzweiflungsvoller Gewalt erfaßte.

„Der Baier soll's nun endlich doch herausgeklügelt haben," sagte Glocester eines Tages im unbefangendsten Tone zu seinem Bruder, „daß die Wittwe Anton's von Brabant die nächsten Ansprüche an das Eigenthum Jacobäa's habe, was gilt's, der Krieg bricht nächstens los und zwingt uns ebenfalls kein müßiger Zuschauer dabei zu bleiben!"

„Wenigstens dürfte es rathsam sein, die Zeit der Entwickelung abzuwarten, und nicht eingreifend für irgend eine Partei aufzutreten. Wer siht klar genug in diesen verwickelten Erbverhältnissen, um entscheiden zu können, wo das eigentliche Recht sei," bemerkte Bedford.

„Wir ließen uns wohl in den meisten Fällen

ähnlicher Art von unsern Sympathien leiten," rief Glocester, „und es liegt in der Brust eines jeden ächten Kavaliers das Bedürfniß, der schwächeren Partei beizustehen, sobald diese obenein durch ein Weib vertheidigt wird. Es wird keinen andern Ausweg geben, Herzog von Bedford, sobald die Holländerin unseren Beistand verlangt, werden wir ihr dienstbar sein müssen."

Der Herzog von Bedford zuckte lächelnd die Achseln. „Ihr müßt besondere Goldquellen zu Eurer Verfügung haben, um also willfährig für fremdes zweifelhaftes Recht Euern Staatsschatz in die Schanze schlagen zu wollen."

„Läßt sich doch auch nicht berechnen, was wir selber dabei gewinnen können," sagte Glocester mit der zierlichen Kuppel seines Handdegens spielend. „Allerdings," erwiderte Bedford, „ein Paar Heringstonnen dürften keine geringe Beute sein, oder meint Ihr etwa Euern Harem zu vergrößern?" Glocester wallte auf, aber Bedford's Gesicht war so boshaft kalt, und Jener fühlte, wie er Elonorens gedachte, daß er unwillig, fast beschämt eine Weile schwieg.

„Habt Ihr die Cobham heute schon gesehen?"

fragte Bedford ohne Bewegung in der Stimme. „Wie ich vernahm, soll einer von den schottischen Rittern, die mit dem Douglas herüberkamen, hoch bei ihr in Gunst stehen.“

„Unmöglich!“ fuhr Glocester auf. Seine Eitelkeit empörte sich gegen einen solchen Mitbewerber.

„Warum unmöglich? Die Cobham hat Langeweile, während Ihr unter den Theerjacken herumlauft und große Pläne von Seeschlachten entwerft.“

Glocester wurde immer ungeduldiger. Des Bruders Spott reizte und verwundete ihn mehr, als er es sich selbst eingestehen mochte. Glocester, leichtsinnig und flatterhaft in der Liebe, konnte es doch nimmermehr ertragen, von einem Weibe aufgegeben, und von einem Andern ersetzt zu sein. Auch ohne Liebe würde er doch noch alle seine Eroberungsmittel angewendet haben, seiner Eitelkeit wenigstens den Triumph des Sieges zu sichern. Eleonore ward aber von Glocester in Wahrheit bis zur höchsten Leidenschaft geliebt. Er mußte noch diesen Abend zu ihr, er mußte wissen, ob ein Schatten des Verdachtes an ihr haftete, und sollten darüber alle Kriegspläne für Hollands Wohlfahrt scheitern. Eleonore wollte er nicht verlieren.

Bedford's Operationsplan war gut gewesen, so wenigstens dünkte es diesem, denn noch ehe die vorläufigen Gerüchte sich als wahr bestätigten, hatte er Glocester, ungeachtet seines neuen Phantasiespiels, in eine so feurige Begeisterung für die unvergleichliche Cobham zu bringen gewußt, daß wenigstens ein gleichstarker Angriff von zwei Seiten vorauszusehen war.

Die Ungerechtigkeit, die Hinterlist, mit welcher man gegen die Gräfin von Holland verfuhr, erregten wohl des Herzogs tiefstes Mitgefühl noch, der Augenblick beherrschte aber Glocester's reizbare Natur stets in so hohem Grade, daß niemals etwas verloren gegeben werden durfte, was auf eine Niederlage seiner bestürmten Sinnlichkeit berechnet war.

Immer das Gute wollend, durch das Schöne begeistert, von frischester Empfänglichkeit, und immer seiner Schwäche oder vielmehr der ungezähmten Leidenschaftlichkeit seines Herzens Gehör gebend, war Glocester dahin gekommen, sich selbst nicht mehr zu trauen, dennoch handelte er in Momenten des Rausches, ohne je an die unberechnenbaren Folgen seiner That zu denken, mit aller Hingebung an die Gegenwart. Doch ungern ließ er sich an solche

Augenblicke erinnern. Er hatte gewissermaßen das Gedächtniß seines Gewissens getödtet, und sich in die sophistische Selbstbeschwichtigung hineingelogen, daß er für die Irrthümer eines Andern nicht zur Rechenschaft gezogen werden dürfe, seien sie gleichwohl aus seinen Uebereilungen hervorgegangen. Jeder sei allein sich selber verantwortlich, und jene Uebereilungen seien Impulse einer höhern oder stärkern Natur.

Der Spätsommer begann das Laub bereits rothgelb zu färben, tiefe Schatten, welche sich über die Niederung senkten, kündeten den nahen Abend an, und der Reiter, den wir in ruhigem Tritt des Weges daher kommen sehn, zieht den Zügel seines Rosses straffer an und setzt es in einen rascheren Trab, um noch vor Einbruch der Nacht das Ziel seiner Reise erreichen zu können. Schon ragen die Spitzen des nahen Klosters, zu dem ihn sein Weg führt, durch die vom Nordwind gelichteten Buchenzweige des Forstes, an dessen Rand sein Pferd dahin schreitet, empor. Bald hört er das Plätschern der Fahrzeuge in der spiegelklaren Vechte, und sieht Fischer

mit Netzen und Kübeln herbeikommen, welche in dem fischreichen Fluß, für Küche und Markt geerntet. Alte Erinnerungen erwachen in seinem Herzen mit jedem Schritt, den er näher kommt. Jeder Baum und Stein ist ihm hier bekannt; dort der halbverwitterte Steg, hier das bekannte, zu bestimmten Stunden absegelnde Fahrboot, mit dem alten, vom Wetter und den Jahren abgehärteten und abgenutzten Fährmann, der die Pelzkappe noch immer in derselben Weise tief über die Ohren gezogen, und den grünen friesischen Rock über die schwarzen Pechhosen geknöpft hat, Alles, Alles noch wie ehemals. Sitten, Gebräuche, Gewohnheiten, Alltagsbeschäftigungen durch alle die wüthenden Strömungen der politischen Zeit nicht aus ihren Fugen gerückt, und doch sind mehr denn zehn Jahre verflossen, seitdem Frank von Borsel dieses Stillleben als fünfzehnjähriger Knabe verließ, um das bescheidne graue Röckchen, das er im Kloster getragen, gegen die bunte Tracht eines Edelknaben, die enge Zelle zu Windesheim, das regelmäßige Uhrwerk der Einrichtung des gemeinsamen Bruderlebens, gegen die wechselvollen Aufregungen eines glänzenden Hoflebens einzutauschen. Jetzt nach zehn Jahren sollten ihn die Arme

seines geliebten theuern Lehrers wieder umfangen, der die ersten unausrottbaren Keime tüchtiger Mannhaftigkeit und Humanität in sein Herz gepflanzt, der ihm die Festigkeit des Glaubens, die Tugendkraft eines reinen Herzens als höchste Antriebe des Handelns zum Geleit mit auf den Weg gegeben.

Wie kehrte Frank zu seinem Freunde zurück? Noch vor kurzer Zeit würde er ihm leuchtenden, strahlenden Angesichts an die Brust gesunken sein und ausgerufen haben: Es wohnt der frische Muth, die Schwungkraft der Hoffnung, mit welcher ich hinauszog zu streiten, es wohnen Zuversicht und Vertrauen zu der eigenen Kraft noch wie damals in dem Herzen Eures Frank, und keine Widerwärtigkeit kann ihn schrecken. Kein Arm ist ihm zu stark, kein Roß zu wild, kein Schwert zu scharf gewesen, seine Zunge ist bewegt worden, muthige Gedanken auszusprechen, er ist mit dem Wort der Entscheidung aufgetreten, gegen Männer des Staates, ihm weit überlegen an Jahren und Erfahrung. Er kennt und liebt sein Vaterland und hat die Interessen seiner Heimath in den Versammlungen ihrer Stände an den Höfen fremder Herrscher vertreten, bald hofft er der edelsten, angebetetsten Fürstin die tiefen Wunden des

Reiches heilen zu helfen, und nun — wie ernst, wie umdüstert sind seine Züge. Die letzten Monate, wie hatten sie nicht die kühnen Erwartungen, die er von der neuen Regentschaft hegte, zerstört, und wie lähmend auf ihn selbst gewirkt.

Die Verbindung Hollands mit Brabant, die ihm als stärkend und fördernd für die Provinzen gedünkt, drohte nicht gerade diese ihnen mit Zerstörung und wiedersinnigem Angriff? Kaum geschlossen, stand jene Ehe auf dem Punkt wieder gelöst zu werden; nicht allein durch die Intrigue von Lüttich, nein, auch durch die Verschiedenheit der Persönlichkeiten selber, welche das Bündniß geschlossen.

Frank hatte auf dem großen Reichstag selbst für die weibliche Nachfolge gestimmt, nicht aus dem Prinzip, daß das Erbrecht aufrecht erhalten werde, nur weil er die ohnehin durch den Parteikampf der Hoeks und Kabeljaus verwüsteten Lande nicht in die Hände Johann's von Baiern übergehen sehn wollte. Wie dieser gewüthet, wie er mit grausamer Engherzigkeit jedes Recht bisher mit Füßen getreten, nur dem Eigennutz und der Herrschsucht huldigend, so konnte er auch ferner nur die Drachensaat des Krieges in die Ackerfurchen des friedliebenden Bauers

der Niederlande säen, und jede andere Regierung des Landes war unter diesen Verhältnissen der seinen vorzuziehn. Da Jacobäa sich mit dem Herzog von Touraine vermählte und ihre Regierung antrat, befand sich Frank auf der See. Was er durch Botschafter über Hollands politische Verhältnisse in England erfuhr, konnte ihn nicht beruhigen. Die Verdächtigungen, die sich zur schwärzesten Verleumdung gegen die junge Herzogin steigerten, erregten seine lebhafteste Theilnahme, ihr Eingreifen und Auftreten aber ließ ihn nur größere Befürchtungen für sie nähren. Erfüllt mit Verbesserungsplänen, Wünschen für neue zweckmäßigere Handelsverbindungen, kehrte Frank nach Holland zurück. Da brachte man ihm die Kunde von Jacobäa's zweiter Verbindung entgegen. Diese Nachricht erhöhte und unterstützte die Hoffnungen, die er für das Land nährte. Er reiste durch Burgund, er übernahm den Auftrag Herzog Philipp's, an die junge Fürstin, er sah sie selbst, er sah den Brabanter als ihren jungen Gatten neben ihr, Jacobäa verschönte sich für ihn zum leuchtenden Engel des Himmels, leider mußte er sie nur zu bald einer Heiligen vergleichen, deren Glorie die Geister der Finsterniß zur Unterwelt hinabzerren.

Es war ihm, als hingen in teuflischen Gestalten der Lütticher, Philipp, Elisabeth, der Brabanter und Glocester an ihrem lichtweißen Gewande, und zögen es hinab in die Nacht. Solche Phantasien zogen durch Franks Gehirn bei seinem abendlichen Ritte, und verdüsterten seine Miene und sein Herz. Wenn er sich von ihnen befreien wollte, sagte ihm sein Herz, daß sie über aller Verlästerung stehe, aber sein Kopf fügte hinzu, daß sie ein Weib sei, welches von leidenschaftlichen Sonderinteressen geleitet, den rechten Weg leicht verfehlen könne. So schön, so begabt, so hervorragend vor allen Frauen ihres Geschlechts, sah er in Jacobäa das Ideal weiblicher Größe, aber er zitterte für ihre fürstliche Sicherheit, für ihre Klugheit auf dem Thron. Sie hat zu viel Herz und zu viel erfinderischen Geist, sie vertraut sich und andern zu viel; sie verschmäht die krummen Pfade und wird geradeswegs in ihr Verderben eilen.

Frank hatte sich dem Kloster genähert. Ja, hierhin hatte es ihn gezogen, in dem Andrang der Leidenschaften, in dem Gewirr der Anschauungen suchte und bedurfte er eines Zusammensein's mit Thomas a Kempis, eines gemeinsamen

Beleuchten's der kranken Zustände, Sammlung, Ruhe.

Thomas ahnte nicht, wie nahe ihm sein Lieblingsschüler war. Er saß in dem bekannten Stübchen, die liniirten Pergamentblätter vor sich, und war eifrig mit dem Abschreiben der Bibel beschäftigt. Es galt diese Beschäftigung im Kloster, die zur Verbreitung frommer Bücher wirkte, für die zweckmäßigste, und namentlich ließ sich der fromme Bruder von Kempen diese Sorge ganz besonders angelegen sein. Ein Büchlein, das er selber verfaßt, das „Lilien-“ und das „Rosengärtlein“ und ein zweites die „drei Hütten,“ in denen drei Tugenden wohnten, hatten schon mehrfache Abschriften erlebt und waren in die Welt hinausgewandert, dem Volke zu lehren, wie es die Welt verachte, und seine Hoffnungen nicht auf zeitliche Güter setzen solle.

Thomas von Kempen ist, da wir seine Bekanntschaft machen, etwa gegen vierzig Jahre alt. Er hat ein sanftes blasses Gesicht und eine feine vergeistigte Gestalt. Seine Augen sind von so wunderbarer Tiefe, daß sich seine Freunde gern mit ihren Gedanken in diese Augen versenken, als wären es geistige Quellen, aus denen ihrer Seele uner-

schöpfliche Nahrung zuflösse. Thomas sitzt über seinen Arbeitstisch gebeugt, das graue Obergewand in Form einer Tunika, fällt in schmucklosen Falten herab, und ein schwarzes Käppchen bedeckt das blonde Haar, das in kurzen, starken Locken das Haupt umkränzt.

Frank hatte sich rasch der Thür genähert, und war ohne Anmeldung eingetreten. Thomas erhob den Kopf von seiner Arbeit, sah den jungen Vorsel mit sinniger Ruhe eine Weile an, und sagte in seinem gewohnten klangvollen Ton: „Das ist mein Frank, den die Zeit größer und stärker gemacht. Willkommen theurer, lieber Freund!"

Keine Kluft, welche die Trennung während der langen Zeit in Gedankenrichtung und Lebensbestrebung hätte reißen können, machte sich bei dem Wiedersehen der Beiden bemerkbar. Da stand noch der niedre Holzschemmel, auf welchem Frank so oft den Worten des Lehrers lauschend, zu dessen Füßen gesessen hatte; er nahm den Platz wieder ein. Jetzt aber wollte Thomas nicht reden, jetzt wollte er hören wie es seinem Schüler ergangen, was die Berührung mit der Welt ihm geraubt, oder gegeben, wie sie ihn gefördert, erweitert, oder verschlossen, und Frank

zögerte, sein Herz auszuschütten; war es ihm doch zum Ueberfließen voll. Thomas hörte ihm ernst und bewegt zu. Für ihn gab es nur ein Innen, kein Draußen. Der Markt des Lebens, wo man um irdisch Gut das Heil der Seele auf das Spiel setzt, wo man mit blutiger Schrift die Geschichte eiteln Ruhmes in das große Buch der Weltgeschichte einträgt, war ihm verschlossen; doch hatte er sich ein Verständniß für die Irrthümer dieser Rasenden bewahrt, trat er doch gegen sie mit seiner Verleugnungslehre auf; mußte er die Kranken doch kennen, denen er die Arznei bot; darum lauschte er auch aufmerksam den Mittheilungen Frank's.

„Sie wollen Jacobäa also Alles wiedernehmen, was sie ihr aus freier Ueberzeugung zugestanden hatten?" fragte er. „Da seht Ihr, wie viel auf Menschenwort zu bauen ist. Es ist eine Wasserwelle, wollen wir ein Haus darauf bauen, so sinken die Bausteine in die bodenlose Tiefe hinab. Es läßt sich nicht greifen nicht halten, es zerfließt."

„Und sie selber," sagte Frank, „bietet ihren Feinden die Hand, sie zum Untergange zu führen; sie traut der hochmüthigen brittischen Prahlerei, sie trotzt der brutalen Zudringlichkeit ihres Ohms, und reizt

diese durch den Vorzug, den sie jener angedeihen läßt. Der Baier gewinnt alle Parteien für sich, sobald er sich als Schirmherr des Landes gegen die Eindringlinge von der Insel erhebt.“

„Die alte Wahrheit,“ sagte Thomas, „aus Irrthümern ist das ganze Willensgebäude des Menschen zusammengefügt. So lange sie nicht zur Unterwerfung kommt, zur Hingabe an ein höheres Gesetz, als das, welches sie mit ihren schwachen Fingern in Sand schreibt, so lange wird sie gejagt bleiben von Unruhe und Angst. Seht nur zu, sie kann nimmer festen Fuß fassen, so lange sie herrschsüchtig erzwingen will, was ihr auf dem Wege des Rechts zufließen wird, sobald es zur Förderung ihres Wesens dienlich ist.“

„Ihr werdet aber zugeben, daß ihre Freunde thätig sein müssen, um ihr zu dienen, um sie und das Land vor räuberischem Einfall zu schützen, und Ihr Thomas, gerade Ihr könnt mir rathen, in welcher Weise dies geschehen könne. Ihr steht fern von dem Kampfe der Parteien, Ihr seht von oben herab in das Gewühl, Ihr habt Euch einen freien, menschlichen Blick bewahrt, und vermögt Ihr auch die Folgen nicht zu ermessen, die aus dem Thun

des Augenblicks entspringen können, so mögt Ihr doch den richtigen Punkt bezeichnen, wo die Ruhe sich in die That verwandeln soll.

„Und meinen Augen traut Ihr den richtigen Blick zu?“ fragte Thomas; „während Ihr, der Ihr die Ursachen von Grund aus wachsen saht, der Ihr, die Keime unter der Erde kennt und wißt, mit welchem Unkraut sie das Land überwuchern werden. Ihr müßt jäten, sobald die ersten Blätter auf die Oberfläche kommen, damit sie nicht neuen Saamen streuen, das ist der eine Rath, den ich Euch zu geben vermag. Könnt Ihr den Keim nicht tödten, so mähet die Pflanze. Bleibt Jacobäen zur Seite, deren rasche Unbesonnenheit Ihr fürchtet, und kann Euer Wort nichts bei ihr ausrichten, so tretet mit Leib und Leben ein, doch zuvor prüfet, ob Ihr selber das Richtige habt. Wollet nicht mit falschem Gelde handeln, der Richter bringt Euch sonst vor Gericht.“

„Wer darf seiner Ueberzeugung trauen, wer giebt nicht aus Versehn ein falsches Geldstück aus,“ rief Frank.

„O Frank,“ rief Thomas mit weicher Stimme, „warum habt Ihr Euch nicht die Einfalt bewahrt,

welche die Wege schwieriger Fragen vermeidet und sicher die Pfade der göttlichen Gnade wandelt."

„Mein theurer Lehrer," sagte Frank, „nicht Alle sind berufen, in Stille und Einsamkeit das Waizenkorn der Weisheit anzubauen. Mich ruft das Leben, es fordert die That. Ich schreibe mit dem Schwert die Schrift der Gerechtigkeit, die Ihr mit dem Silberstift in Pergament grabt; vielleicht wird jene bald verwischt, während die Eurige ewige Lebenskraft auf die Nachwelt überträgt, doch wer wollte rechten mit dem Geber unserer Gaben. Lasset mich die meinen gebrauchen, und stehet zu mir in Noth und Tod, mit Eurem tröstenden Wort, wie Ihr's bisher gethan. Glaubt mir, es beschwichtigen sich bei Euch die Stürme meiner Brust und könnt Ihr mir nicht Rath ertheilen, so könnt Ihr mir doch Ruhe geben, daß ich in mir selber das Rechte finde."

Thomas kannte den Einfluß, den er auf Gemüther, wie das eines Frank, erfüllt von so glühendem Eifer für das Wahre und Gerechte, hatte, er wußte, daß es ihm gegeben war, die Flamme der Begeisterung anzufachen, sie zu nähren und nach der Höhe zu leiten, und gern gab er sich der Erörterung welt-

licher Angelegenheiten hin, sobald ein Gewinn für die Seele daraus zu berechnen war.

Frank blieb für's Erste in Windesheim; er wollte von hier aus die nächsten Schritte der politischen Bewegung abwarten.

Anders als in der stillen Zelle des Klosters zu Windesheim, sah es in der Klause aus, in welche der Bischof von Lüttich sich zurück zu ziehn pflegte, wenn er an seinem Betpult für das Gelingen neuer grausamer Unternehmungen seine Gedanken ordnete.

Die Einrichtung dieses Gemachs, dessen Wände mit mancherlei Schnitzwerk aus Elfenbein geziert, und von schwarzen Getäfel unterbrochen waren, bekundeten einen harten und grellen Geschmack. Eben so hart und unbeweglich wie die hervorspringenden Köpfe am Gesimse, der von riesigen Pergament-Folianten angefüllten Wandfächer, erwiesen sich auch die Züge des lebenden Inhabers desselben.

Johann von Baiern ist eifrig damit beschäftigt, alte Familien-Archive durch zu studiren, und wie er, die Hand zur knorrigen Faust zusammengeschlossen, sich in diesem Augenblick mit Entschiedenheit auf das entzifferte Blatt stützte, so entschieden war er ge-

willt, später sich auf die daraus geklügelten Rechte zu stützen. Es trat ein gefährlicher Ausdruck in seine überhaupt eisernen Züge, die geschlossene Faust öffnete sich, wie um nach etwas zu greifen, krampfte dann langsam zusammen, als zerquetsche sie ein armes gefangenes Opfer, die Lippen zuckten, als wollten sie reden und endlich traten die Worte hervor: „Ueberlistet, von Weiber-Tollsinn, den man in Blut ersäufen muß. Vergebliche Opfer, thörichte Pläne von einem so klugen Weibe, wie Margarethen, der Schwester des unbarmherzigen Johann. Sie ist die Unbarmherzige, nicht ich, sie, die ihr Kind einem Siechbett verkuppelt, sie, die herrschen will im Uebermuth, nachdem sie die Gesetze der Natur verspottet. Immerhin, wir wollen versuchen, wer einen festeren Griff hat, und wer besser zu rechnen, wer bessere Hilfstruppen herbeizuziehen vermag, wessen Stimme mehr Schwerter aus der Scheide ruft: die ihres schwindsüchtigen Schwiegersohnes, oder die Elisabeths von Görlitz. Macht ist Recht, und mehr Macht ist mehr Recht! Der Bischof von Lüttich wurde in seinem, halb zwischen den Zähnen gemurmelten Monologe durch den Schlag der Glocke unterbrochen, der ihn in die Mette, und dann zur künftigen Her-

zogin von Baiern, zur Wittwe Anton's von Brabant, zu Elisabeth von Görlitz führen sollte, der er sich zu vermählen, und dadurch das Herzogthum Luxemburg mit dem Bisthum Lüttich zu gewinnen gedachte.

Das ehrgeizige Weib erwartete ihn. Mit Ungeduld rauschte sie in ihren steifen Gewändern einen korridorartigen Saal auf und ab. Sie hat keine Ruhe in sich, kann keine Beschwichtigung finden, bis sie dem Bischof ihre neuesten Pläne, ihre berauschendsten Hoffnungen mitgetheilt.

„Jacobäa soll nicht ungestraft ihren kältesten Blick der Verachtung auf jener Frau haben ruhen lassen, die dem Herzog von Brabant einen Platz zu ihren Füßen eingeräumt; Jacobäa soll nicht ungestraft, bei jenem Turnierfeste am Burgundischen Hofe, die Erste gewesen sein, Jacobäa soll nicht ungestraft wilde Flammen in den Augen des schönen Glocester's entzündet haben! Jacobäa soll dafür büßen, denn Elisabeth von Görlitz gedenkt Abrechnung mit ihr zu halten. Sie hat Alles aufnotirt in das Gedenkbuch beleidigter Eigenliebe, zurückgesetzter Frauenrechte, wilden, unbarmherzigen Weiberhasses. Jacobäa, die so prahlerisch die schönen Augen gegen sie erhoben, wird diese Augen umsonst

vor ihrem unversöhnlichen Blick in Thränen baden. Das hat Elisabeth beschlossen, es koste, was es wolle. Gleiche Interessen, gleiche Rachepläne ließen sie einen Bund mit dem eisernen Johann schließen.

Er trat ein, wir könnten sagen klirrend von Aufregung. Die goldene Halskette bebte auf seiner Brust, und das daran hängende Kreuz schlug tönend gegen den erznen Gürtelschmuck seines Gewandes.

Elisabeth stand ihm mit unerforschlichem Gesichtsausdruck gegenüber. Es lag etwas kalt Herausforderndes in ihrer Haltung, Johann aber kannte die Furcht nicht, selbst nicht die, vor einem Weibe, dessen Launen ihn um seine glänzendsten Triumphe bringen konnten. Er war es, der zuerst das Schweigen brach, während sie stumm verloren in dem Anblick seiner trotzigen Erscheinung blieb.

„Ihr gefallt mir heute mehr denn je zuvor, Herzog,“ redete sie endlich, da er wiederholt gefragt, ob er zu günstiger Stunde eingetreten sei; „vergebt, wenn Euer Anblick das Wort in meinem Munde festhielt. Ich maß so eben die Länge Eures Armes, und fragte mich, ob er hinüberreichen werde, nach dem Hennegau und Seeland.“

„Ihr seid bescheiden in Euern Ansprüchen," Frau Herzogin, „doch verlaßt Euch auf mich; einem Kinde sein goldenes Spielzeug aus den Händen nehmen, wird zu Johann's von Baiern geringsten Thaten gehören, nachdem Ihr ihm gerechte Ansprüche an das Herzogthum Brabant gebracht."

„Nicht genug!" rief Elisabeth, sich stolz aufrichtend, „ich mache nicht blos Forderungen an Euern Arm, auch an den Kopf. Hier gilt es nicht blos Jacobäa's Zepter zu zerbrechen, ihr die Krone aus den flächsernen Haaren zu reißen, hier gilt es — nicht blos eine Vernichtung ihrer Regenten-Macht, auch ein Niedertreten ihrer frechen, persönlichen Uebergriffe. Könnt Ihr kein päpstliches Breve, zur Ungiltigerklärnng jener gotteslästerlichen Ehe erwirken, auf welcher Blutschuld lastet, so bleibt Elisabeth von Görlitz nicht fürder Eure Verbündete."

Nachdem die Herzogin diese Worte langsam und scharf gesprochen, nahm sie, wie fertig mit einer Mission, in ihrem hohen Lehnstuhl Platz, und sah siegesstolz und unverwandt den Herzog an.

Manche Gifte wirken langsam, doch um so sicherer. Elisabeth konnte sich an den Wirkungen des

ihren ergötzen. Sie bemerkte, wie es durch Johann's Adern schlich und ihn zum Entschluß brachte.

„Wohlan es sei!" sagte er. „Wir schließen unsern Bund, sobald der Papst einen Andern gelöst. Ihr könnt meiner höchsten Verehrung immer gewiß bleiben, Frau Herzogin, wir werden einander stets verstehen, stets zu Willen bleiben, wenn es — den Sturz verhaßter Nebenbuhler gilt." Er ging. Sie blieb in leidenschaftlicher Aufregung zurück. Sie hatte Herrschaft über Johann von Baiern gewonnen; solches Triumphes durfte sich kein anderes Weib rühmen.

Wunderliche Bilder umgaukelten sie. Sie sah Jacobäa an ihren langen blonden Haaren zum Block geschleppt, diese Haare unter dem Scheermesser fallen und die blendende Schönheit im Büßerhemde vor sie treten, um Gnade flehend; ihre Einbildungskraft zeigte ihr diese langen blonden Haare in wilder Verwirrung, das Haupt einer Wahnsinnigen umflattern, und diese aus dem Lande gejagt; sie sah das junge Weib in's Meer springen, um dem Schiffe des schönen Glocester nach England nachzuschwimmen, und eine Leiche aus den Wellen fischen, die an jenen langen blonden Locken, für Jacobäa's erkannt wurde.

Das waren die Träume Elisabeth's von Görlitz, während sie starr und unbeweglich in ihrem Lehnstuhl ruhte.

Kaum zwei Monate nach diesem Tage kühner Entschlüsse und Träume ward das eheliche Bündniß von Johann von Baiern und Elisabeth von Görlitz in der Kapelle zu Dortrecht eingesegnet, kaum zwei Monate nach jenem glänzenden Turnierfeste ward die Verbindung Jacobäa's mit dem Herzog von Brabant für einen Akt der Schmach, für null und nichtig erklärt.

Ende des ersten Bandes.

Druck von Friedrich Andrä in Leipzig.

Das waren die Träume Elisabeth's von Görlitz, während sie starr und unbeweglich in ihrem Lehnstuhl ruhte.

Kaum zwei Monate nach diesem Tage kühner Entschlüsse und Träume ward das eheliche Bündniß von Johann von Baiern und Elisabeth von Görlitz in der Kapelle zu Dortrecht eingesegnet, kaum zwei Monate nach jenem glänzenden Turnierfeste ward die Verbindung Jacobäa's mit dem Herzog von Brabant für einen Akt der Schmach, für null und nichtig erklärt.

Ende des ersten Bandes.

Druck von Friedrich Andrä in Leipzig.